GEORG

Magazin der Hochschule Sankt Georgen **SoSe 2024**

Demokratie

Expertokratie

Kirche und Demokratie

Zorn und Wut

Unterstützen Sie das Hochschulmagazin GEORG!

Spendenkonto
Phil.-Theol. Hochschule Sankt Georgen e. V., PAX-Bank e. G.
IBAN: DE13 3706 0193 4003 6001 01 / BIC: GENODED1PAX
Verwendungszweck: Hochschulmagazin

GEORG Magazin der Hochschule Sankt Georgen

Herausgeber Rektor der Hochschule

Chefredakteur Ansgar Wucherpfennig SJ

Redaktion Wolfgang Beck, Michael Frerichmann, Maria Schäfer, Selina Schneider, Sebastian Sehr, Cornelia von Wrangel, Ann-Kathrin Weber

Grafik Design Cornelia Steinfeld, www.steinfeld-vk.de

Titelbild Helmut Fricke

Druck Esser Druck & Medien GmbH, www.druckerei-esser.de

Redaktionsanschrift
Philosophisch-Theologische Hochschule Sankt Georgen
Offenbacher Landstraße 224, 60599 Frankfurt
Tel. 069. 6061 -0, Fax 069. 6061 -307
E-Mail rektorat@sankt-georgen.de

Vertrieb
Aschendorff Verlag GmbH & Co. KG
D-48135 Münster
www.aschendorff-buchverlag.de
Tel. 0251-690 131

Bezugsbedingungen
Preis im Abonnement jährlich (2 Hefte): EUR 12,-
Einzelheft: EUR 6,80, jeweils zzgl. Versandkosten.
Alle Preise enthalten die gesetzliche Mehrwertsteuer.
Abonnements gelten jeweils bis auf Widerruf.
Kündigungen sind mit Ablauf des Jahres möglich,
sie müssen bis zum 15. November des laufenden Jahres eingehen.

Nachdruck, elektronische oder photomechanische Vervielfältigung nur mit besonderer Genehmigung der Redaktion. Bei Abbildungen und Texten, deren Urheber wir nicht ermitteln konnten, bitten wir um Nachricht zwecks Gebührenerstattung.

*Wenn Sie den GEORG per Post erhalten, sind Ihre Daten (Postadresse und Name) bei uns gespeichert.
Wir freuen uns, Sie zu unseren Empfängern zu zählen, und nutzen Ihre Daten nur zum Versand dieser Zeitschrift. Wenn Sie die Zeitschrift nicht mehr erhalten möchten, können Sie sie mit einer einfachen Nachricht per E-Mail an rektorat@sankt-georgen.de oder per Telefon (069 / 60 61 – 219 oder 069 / 60 61 - 204)
abbestellen. In diesem Fall werden wir Ihre Daten aus unseren Verzeichnissen löschen. Unsere Datenschutzerklärung finden Sie im Internet unter http://www.sankt-georgen.de/footer/datenschutzerklaerung/.*

ISSN 2195-3430

Auflage 2.350 © Sankt Georgen, Frankfurt am Main 2024

Liebe Leserinnen und Leser,

Sankt Georgen ist eine kirchliche Hochschule mit staatlich anerkannten Studienabschlüssen. Das bringt eine Reihe von Grenzen mit sich. Manche lieben hier den katholischen Ausruh- und Denkort, nah erreichbar vom Stadtzentrum und trotzdem inmitten von Park, Grüne-Soße-Feldern und Frankfurter Stadtwald. Andere finden, Sankt Georgen sei eine Klitsche, deren Mauern zum gemütlichen Rückzug im wohl versorgten Idyll verführen würden. Klar ist: Die Hochschule ist an die katholische Kirche und ihr Bekenntnis gebunden. Was in Sankt Georgen gelehrt wird, darf und soll sich kritisch mit der kirchlichen Lehre auseinandersetzen, aber die katholische Theologie mit ihrem breit ausgestreckten Fächerkanon ist die Bezugsgröße der hier studierten und erforschten Themen und Themengebiete. Klar ist aber auch: Sankt Georgen ist in der katholischen Kirche ein Ort, an dem Demokratie gelernt und gelebt wird. Alle Gewalt geht von den Angehörigen der Hochschule aus. Gremien, Ausschüsse, die Hochschulleitung und die Leitung der Studierenden sind gewählt. Ihr Haushalt muss in geordneten, demokratischen Verfahren bewilligt und abgeschlossen werden, ebenso ihr übriges Geschäft: Lehrplan, Studium und Forschung. „Demokratie bedeutet, dass man keine Entschuldigung mehr hat.“ habe ich neulich als eine Einsicht aufgeschnappt. Das trifft auch auf die Hochschule Sankt Georgen zu: Sie lebt von der nicht delegierbaren Verantwortung derer, die hier studieren, forschen und das Leben gestalten.

Als Redaktion haben wir Demokratie als Titel für dieses Heft gewählt. In diesem Jahr feiern wir ein Dreiviertel-Jahrhundert Grundgesetz, sehen aber die Demokratie auch vielerorts in der Krise. Wir möchten mit diesem Heft ein Bekenntnis zur Demokratie ablegen: Hanna Steinmüller begründet ihren Glauben an die Demokratie, Bettina Wiesmann schreibt über die Verantwortung, die aus dem Demokratieort Paulskirche erwächst. Beide Autorinnen sind Mitglieder des deutschen Bundestags. Philipp von Wussow zur Expertokratie und Klaus Schatz SJ zum Verhältnis der katholischen Kirche zur Demokratie in den modernen Staaten, beide werfen Schlaglichter auf das Thema. Andere Beiträge des Heftes hängen mit momentanen Stimmungen in der Demokratie zusammen, so der Beitrag von Sr. Elisabeth Muche zu Zorn und Wut und Christoph Kentrups SJ Worte zur Zeit. Den Autorinnen und Autoren sei herzlich gedankt und ein besonderer Dank auch an Helmut Fricke, von dem die Bilder von verschiedenen Demonstrationen in Frankfurt und von Peter Lückemeier in diesem Heft stammen.

Ein Thema wird man vermissen: Was ist mit der Demokratie *in* der Kirche? Bei einem Gespräch in Sankt Georgen fragte jüngst jemand: „Als Verfassungsform für die katholische Kirche wird Demokratie abgelehnt. Warum eigentlich?“ Die Runde tat sich schwer mit einer Antwort. Die Beiträge in diesem Heft, sollen zeigen, wie spannend Demokratie sein kann. Sie machen hoffentlich Mut zu mehr Demokratie auch in der Kirche!

Ansgar Wucherpfennig SJ Chefredakteur

14

Next generation theology

Fotos © Michael Frerichmann

Glaube an Demokratie

6

Foto: © Julia Bornkessel

Wofür Demokratie?

24

Foto: © Lorenz Gempper

Sympathie für eine Bürgerstadt

42

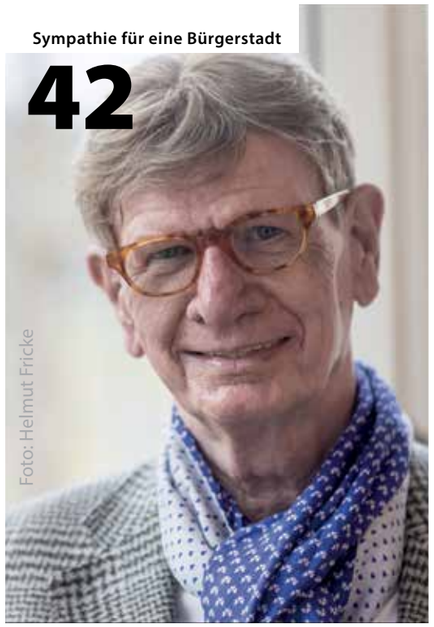


Foto: Helmut Fricke

Unverzagte Menschen

32

Foto: Ansgar Wucherpfennig

Inhalt

TITELSTORIES

Hanna Steinmüller MdB

Warum ich an unsere Demokratie glaube **6**

PIETAS

Elisabeth Muche SA

Zorn und Wut **9**

STIMMEN AUS SANKT GEORGEN

Christian Winkhold und Maria Schäfer

Next generation Theologie! **14**

WELTKIRCHE

Selina Schneider

„Oh, you´re Christians.“ **17**

WORTE ZUR ZEIT

Christoph Kentrup SJ

Kind Gottes – mündig und ohne Naivität **20**

CENTERFOLD

Demokratieort Paulskirche **22**

TITELSTORIES

Bettina M. Wiesmann MdB

Wofür Demokratie? **24**

SCIENTIA – THEOLOGIE

Prof. Dr. Klaus Schatz SJ

Vom hinkenden Ja zur klaren Option **28**

VORGESTELLT

Michael Frerichmann

Pater Axel Bödefeld SJ:
Wache, geistliche und unverzagte Menschen **32**

FRAGEN ÜBER FRAGEN

Rebecca Hafner

Unser Fragebogen **34**

SCIENTIA – PHILOSOPHIE

Philipp von Wussow

Expertokratie **35**

AUS DER HOCHSCHULE

Ausstellungen, Vorträge, Tagungen **38**

NACHGEDACHT

Sympathie für eine Bürgerstadt **42**

Warum ich an unsere Demokratie glaube

von Hanna Steinmüller MdB

Im Friedenssaal der Stadt Münster hängt eine Tafel, auf der „Audiatur et altera pars“ steht, „gehört werde auch der andere Teil“. Dieses Prinzip bezieht sich auf die römische Gerichtsbarkeit, aber für mich ist es eins der leitenden Prinzipien der Demokratie. Jede Person, jede Gruppe hat das Recht, ihre Meinung in einen demokratischen Prozess einzubringen und angehört zu werden. Ganz gleich, wie viel sie verdient, welcher Religion sie angehört oder welches Geschlecht sie hat. Das ist eine wahnsinnige Errungenschaft, die in Deutschland erst seit wenigen Jahrzehnten Alltag ist.

Ich bin überzeugte Demokratin, Feministin und Katholikin. Seit knapp drei Jahren bin ich Mitglied des Deutschen Bundestags für den Wahlkreis Berlin-Mitte. Mir ist bewusst, dass in Demokratien im Allgemeinen und in unserer im speziellen, nicht alles perfekt ist. Aber aus meiner Sicht ist sie die beste Gesellschafts- und Regierungsform, die uns zur Verfügung steht: Alle Abgeordneten werden in freien, fairen und geheimen Wahlen gewählt, jede*r kann sich zur Wahl stellen und jede Stimme ist gleich viel wert. Es gibt Meinungsfreiheit und eine freie Presse, die über das politische Geschehen berichtet. Falls es zu Unregelmäßigkeiten kommen sollte, haben wir freie Gerichte, die überprüfen können, ob die Wahlen korrekt abgelaufen sind. Das erscheint uns in Deutschland als normal, ist es aber leider nicht. Im Rahmen meines Bundestagsmandats habe ich eine politische Patenschaft für einen belarussischen Naturschützer übernommen. Viktar hat nach den gefälschten Präsidentschaftswahlen 2020 an Demonstrationen in Minsk gegen den Wahlbetrug teilgenommen. Dafür musste er für zweieinhalb Jahre in einer Strafkolonie leben, unter widrigsten Umständen. Weil er sich für freie und faire Wahlen eingesetzt hat. Das mag ein drastisches Beispiel sein, aber mir zeigt es den Wert dessen, was wir haben.

Demokratie ist nicht selbstverständlich

Demokratie braucht Menschen, die sie leben. Mir machen aktuell mehrere Entwicklungen Sorge: Ich erlebe den Trend, dass immer mehr Menschen von der Demokratie erwarten, dass nur ihre Stimme, ihr Anliegen, gehört wird. Sobald das nicht der Fall ist, wird das System in Frage gestellt. Demokratie bedeutet aber, dass alle Stimmen gehört werden müssen. Der Soziologe Hartmut Rosa formuliert es in seinem Essay „Demokratie braucht Religion“ folgendermaßen: Religion lebe aber ebenso wie Demokratie von der Bereitschaft, sich von anderen „anrufen und verwandeln zu lassen“. Demokratie ist keine Einbahnstraße, wo nur mein Wille umgesetzt wird. Demokratie lebt von Solidarität und der Bereitschaft, den anderen Stimmen zuzuhören.

In Teilen der Bevölkerung erlebe ich eine gewisse Service-Erwartung: „Berlin soll das machen“. Das spricht einerseits für Vertrauen, das mich freut. Aber ich glaube, es greift zu kurz. Demokratie braucht Menschen, die mitmachen. Wir Politiker*innen können nicht hellsehen. Wir sind angewiesen auf die Rückmeldung aus der Bevölkerung, was wir tun sollen, und auf lautstarke Unterstützung für die Umsetzung. Ich glaube das steht in einer sehr langen Tradition. Im Ersten Korintherbrief wird die frühe Gemeinde Christi beschrieben, als ein Leib mit verschiedenen Gliedern. Es werden die unterschiedlichen Funktionen und Talente benannt, aber es ist völlig klar: Der Leib, übertragen die Gemeinschaft, braucht alle Glieder. Ich finde, das ist für uns als Christ*innen ein Auftrag. Für das Mitwirken in der christlichen Gemeinde, aber auch in der Welt. Demokratie braucht Menschen, die mitmachen. Oder wie die Band Die Ärzte es in ihrem neuen Song ausdrücken: „Demokratie ist kein Fußballspiel, wo man nur zuschaut.“

Neben der Frage der Erwartung an Politik gibt es reale Bedrohungen von außen, die unsere Demokratie gefährden. Wir erleben zunehmend Desinformation, auch aus dem Ausland unterstützt. Das Ziel davon ist klar: das Vertrauen in unsere demokratischen Institutionen zu zerstören. Beim Bundesverfassungsgericht, genauso wie bei Politiker*innen, egal ob Bundeskanzler oder uns Abgeordneten. Indem so getan wird, als wären wir alle gleich (schlecht). Indem uns niedere Absichten und Dummheit unterstellt werden. Weil wir nicht alle gleich sind, kann ich nicht für alle sprechen. Aber ich glaube, die meisten von uns Abgeordneten ringen jeden Tag um die besten Lösungen. Mit einem hohen persönlichen Einsatz. Weil wir uns diesem Land und den Menschen, die hier leben, verpflichtet fühlen.

Foto © Sascha Hilgers

Umso schlimmer ist es, wenn selbst innerhalb des Parlaments der Populismus Einzug hält. Gerade die Redner*innen der AfD lassen in ihren Redebeiträgen oft keine Schattierungen zu und werten pauschal Menschengruppen ab. Sie stören den Parlamentsablauf durch häufige Zwischenrufe, gerade bei weiblichen Redebeiträgen. Das ist mittlerweile sogar wissenschaftlich belegt durch die Analyse von Parlamentsprotokollen. Das Ziel ist aus meiner Sicht, Redner*innen zu verunsichern und eine sachliche Debatte zu verunmöglichen. Stattdessen behauptet die AfD "das Volk" zu vertreten. So wie es unterschiedliche Glieder gibt, ist es auch in unserer Gesellschaft. Es gibt keinen einheitlichen Volkswillen, wer behauptet "das Volk" zu vertreten, blendet in Wahrheit die Einstellungen von vielen Menschen aus. Die Welt ist komplex und selten schwarz oder weiß. Demokratie ist anstrengend, weil es nicht eine Person gibt, die alles entscheidet, sondern man miteinander in der Sache streitet. Es dauert manchmal lange, bis man zu einer Lösung kommt. Das gehört dazu und ist kein Zeichen einer defekten Demokratie. Natürlich wünsche ich mir manchmal, dass Entscheidungen schneller getroffen werden. Aber wenn wir ernst nehmen, dass jeder Teil gehört werden soll, dann dauert dieser Prozess seine Zeit. Hier ist auch der Weg das Ziel. Und ich finde, das ist es wert.

Wo Demokratie gelebt wird

Ja, ich mache mir Sorgen. Aber ich schaue auch hoffnungsvoll auf unsere Demokratie in Deutschland. Weil sie an ganz vielen Stellen gelebt wird. In Nachbarschaftsinitiativen und Vereinen. Wo Menschen sich nicht nur für sich, sondern auch für Andere einsetzen. Oder ihre Interessen gemeinsam vertreten. Bei den vielen Demonstrationen in den vergangenen Monaten, bei denen Menschen bei Wind und Wetter rausgegangen sind und ein Zeichen für unsere Demokratie und gegen Rechtsextremismus gesetzt haben.

Wir stärken unsere Demokratie, indem mehr Menschen mitmachen können. Bei der diesjährigen Europawahl durften erstmals auch 16- und 17-Jährige mitwählen. Mit der Reform des Staatsangehörigkeitsrechts ermöglichen wir, dass Menschen, die seit Jahrzehnten hier leben, mitwählen dürfen, ohne ihre andere Nationalität aufgeben zu müssen. Das ist wichtig für unsere Gemeinschaft. Es ist eine überfällige Einladung mitzumachen.

Engagement kostet Zeit und teilweise Geld. Deswegen unterstützen wir demokratisches Engagement mit dem Förderprogramm „Demokratie Leben!". Gerade in Gebieten mit einer schwachen Zivilgesellschaft ist es wichtig, die Strukturen bei ihrer Arbeit vor Ort zu stärken. Die Haushaltslage im Bund, in vielen Kommunen und Bundesländern ist aktuell angespannt. Ich bin überzeugt: Gerade in Zeiten knapper Kassen sollten wir in diesem Bereich nicht kürzen - es geht hier um das Rückgrat unserer Demokratie.

Woran wir weiter arbeiten sollten

Unsere Demokratie muss besser darin werden, dass wirklich alle Teile gehört werden. Aus der sozialwissenschaftlichen Forschung und dem eigenen Erleben weiß ich, dass bei Veranstaltungen zur Beteiligung von Bürger*innen bestimmte Gruppen überrepräsentiert sind. Auch beim

Die Welt ist komplex und selten schwarz oder weiß.

Wahlverhalten ist dieser Trend klar erkennbar: Menschen mit niedrigen Einkommen gehen seltener zur Wahl als Menschen mit hohem Einkommen. Menschen mit Migrationsgeschichte sind ebenfalls unterrepräsentiert. Das ist ein handfestes Problem für die Legitimation unserer Demokratie!

Es besteht die Gefahr, dass sich dieser Trend verstärkt. Soziale Ungleichheit hat ein großes Spaltungs- und Unzufriedenheitspotential. Wenn Menschen das Gefühl haben, abgehängt zu werden, schwindet ihr Vertrauen in unser politisches System. Deswegen müssen wir politisch stärker gegensteuern. Weil nicht alle Parteien gleich sind, bedeutet es, dass Wähler*innen Parteien unterstützen sollten, die sich gegen die Ungleichheit einsetzen.

Ich glaube fest an die Demokratie und, dass wir sie gemeinsam noch besser machen können. Übrigens: „Audiatur et altera pars", auf der Tafel im Friedenssaal in Münster ist das so übersetzt: „Men hoere beide Parte". Demokratien müssten keine Kriege gegeneinander führen. Wenn sie das Recht garantieren, dass jede Gruppe, jede Person ihre Meinung einbringen kann und gehört wird, haben sie andere Mittel zur Konfliktbewältigung. Frieden und Freiheit sind ein hohes Gut, um das uns viele Menschen weltweit beneiden. Für mich ist es die Mahnung: Wir müssen uns für unsere Demokratie einsetzen, Tag für Tag!

Zur Person

Hanna Steinmüller ist Mitglied des Deutschen Bundestages für Bündnis 90/Die Grünen, Wahlkreis Berlin Mitte.

Zorn und Wut

von Elisabeth Muche SA

Eine Mitschwester erzählt gern, dass sie in einer Zeit mit vielen Anforderungen und vielen Zugfahrten ihre innere Gestimmtheit beim Durchqueren des Bahnhofsgeländes messen konnte. Stieß sie häufig mit anderen Menschen zusammen, nahm sie das als Zeichen für innere Unruhe, Anspannung, Gereiztheit und sagte sich: Da rumort etwas in dir und braucht deine Aufmerksamkeit.

Diese Geschichte illustriert wie das, was wir abstrakt als Zorn oder Wut bezeichnen, unseren Alltag meist unbemerkt prägt. Die Bahnhofsdurchquerung erzählt von dem Brodeln im Inneren, das diffus und zunächst einmal unangenehm ist. Sie erzählt aber auch von dem zugrundeliegenden Bedürfnis, den eigenen Raum zu wahren, Grenzen zu (re)etablieren, eine Schutzzone zu schaffen. Und davon, wie wertvoll es sein kann, Regungen, die auf den ersten Blick durch die Umstände oder die anderen verursacht sind („Da waren heut wieder so viele Leute am Bahnhof.") als Botschaften der eigenen Psyche ernst zu nehmen. Im Folgenden soll es um diese drei Aspekte von Wut und Zorn gehen: Wie „das Brodeln" auf physiologischer Ebene uns Energie bereitstellt und wie wir diese Energie nutzen können. Wie wir im Alltag gezwungen sind, diese Anspannungszustände zu regulieren und welche Schwierigkeiten dabei auftreten. Und wie uns diese inneren Regungen vielleicht näher an uns selbst und in Beziehung mit unseren Mitmenschen und mit Gott führen können.

Fight or Flight? – Fight!

In der Emotionsforschung versucht man, neurophysiologisch die Entstehung von Emotionen und deren Bedeutung zu erklären. Gerne wird dazu das Bild vom Steinzeitmenschen bemüht, der einem Säbelzahntiger begegnet. Dieser wird nicht lange nachdenken – die Reizverarbeitung über den Cortex ist viel zu langsam. Der Weg über die Amygdala im limbischen System (subkortikal) dagegen löst unmittelbar eine physiologische Reaktion (erhöhter Herzschlag, schnellere Atmung) aus und ermöglicht so lebensrettende Maßnahmen: *fight or flight*.

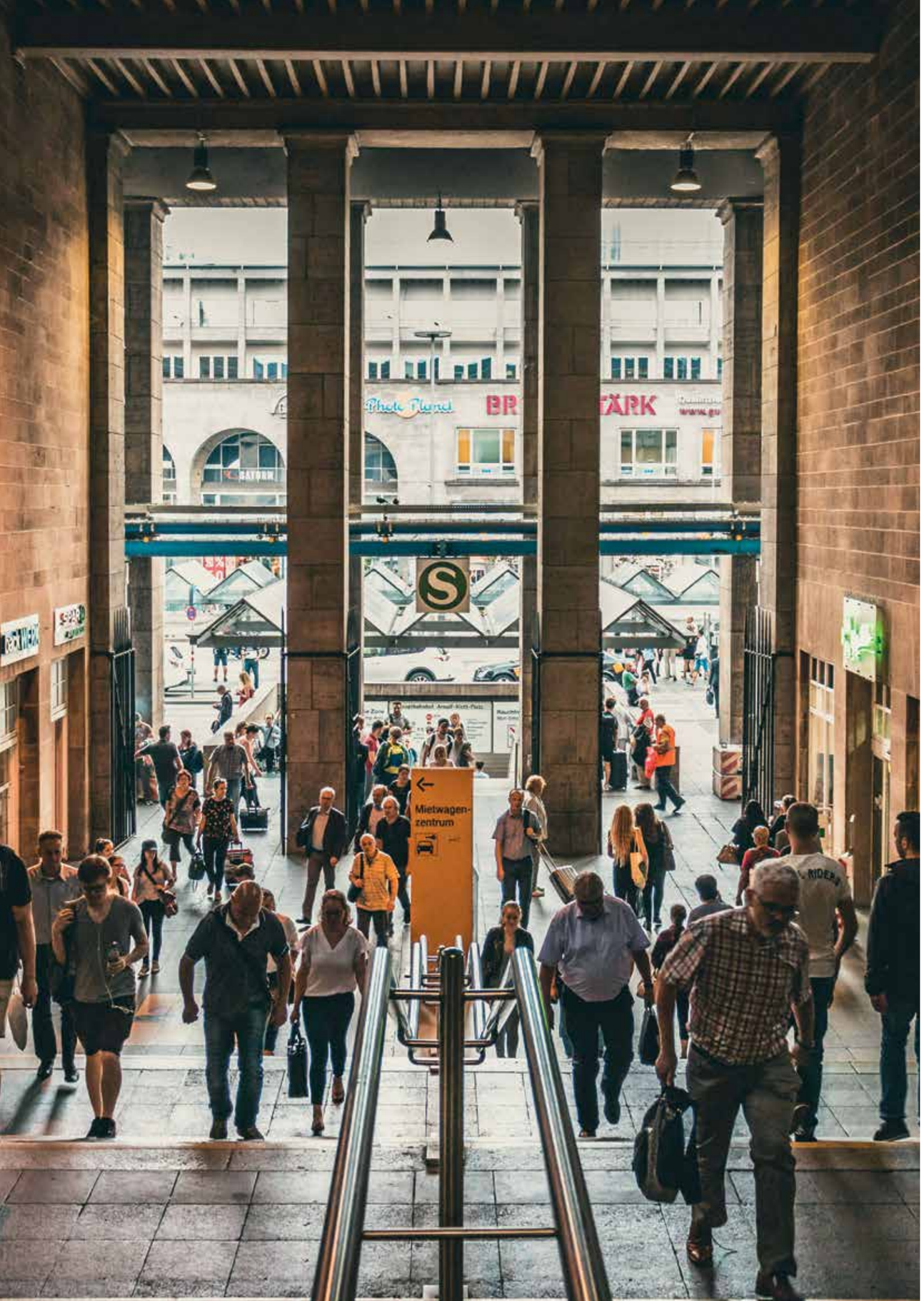
„Zorn" ist dabei eine nachträgliche Deutung eines physiologischen Zustands. Dann, wenn mein psychisches System zu dem Schluss kommt, dass „Angriff" gerade am besten das Überleben des Organismus sichert, erlebe ich mich als zornig. Seine Informationen erhält meine Psyche dabei aus einem Mix an implizitem Erfahrungswissen und aktuellen Bedürfnissen: Ich bin in der U-Bahn und werde angerempelt. Ein Kollege hat sich zuvor bei der Arbeit geringschätzig über eines meiner Projekte geäußert. Mir ist seitdem elend zumute. Gelernt habe ich aber, dass Jammern nicht hilft, sondern ich kämpfen muss, um mich durchzusetzen. Mein Bedürfnis nach Selbstwert ist akut beschädigt; meine Erfahrung sagt mir: Wehr dich, sonst gehst du unter! Mein System schaltet auf Angriff. Vermutlich, jetzt hier in der U-Bahn, werde ich zurückschubsen.

Dieses „Zurückschubsen" kann viele Formen annehmen: Der aktivierte Organismus lädt uns primär ein, körperlich aktiv zu werden, zu schreien, zuzuschlagen, die berühmte Vase zu werfen. Es geht ums Überleben oder anders ausgedrückt um die Wiederherstellung von Grenzen, um den Schutz der eigenen Integrität. Offene Aggression stabilisiert jedoch nicht unbedingt langfristig den Selbstwert oder schützt verletzte Werte.

Unter bestimmten Voraussetzungen kann eine Person zu nachhaltigeren Strategien greifen. Zu diesen Voraussetzungen zählen Ressourcen, die den akuten Überlebensdruck mildern (Nahrung, Geld, Garantie körperlicher Unversehrtheit) ebenso die Erfahrung von Selbstwirksamkeit, Vertrauen in die eigenen kommunikativen Fähigkeiten oder in die gesellschaftlichen Strukturen ebenso wie die Absicherung in einem sozialen Netzwerk oder dem Wissen um Bündnispartner:innen. Ein wütender Mensch ist dann in der Lage, für seinen Standpunkt zu argumentieren oder seine Verletzung anzusprechen und schafft so für alle Beteiligten einen sozialen Lernraum. Wütende Menschen schreiben Gedichte oder Psalmen, planen Demos oder gründen gesellschaftliche Initiativen. Damit soll nur lose skizziert werden, welche konstruktive Bedeutung diese physiologische Energie haben kann, die wir Wut nennen.[1]

Chef, gib Ruhe.

Das Verhältnis von limbischem System und Cortex bei der Entstehung und Bewältigung von Wut und Zorn ist kompliziert. Eine Metapher (die wie jede Metapher ihre Schwachstellen hat) ist die der Chefin und des Sekretärs.



„Die Bahnhofsdurchquerung erzählt von dem Brodeln im Inneren, das diffus und zunächst einmal unangenehm ist."
Foto: Unsplash.com

Die Chefin ist das limbische System, der Cortex der Sekretär. Das subkortikale Emotionszentrum, bestimmt, wo es langgeht; der Cortex, mit dem wir reflektieren, analysieren, planen, kann bestenfalls seine Ansicht beisteuern. Das heißt jedoch keinesfalls, dass wir den Umständen, unserer Geschichte, unseren Emotionen und Impulsen machtlos ausgeliefert wären – das Wechselspiel zwischen den Zentren ist sehr viel komplexer. Nur ist bei der Beurteilung der eigenen „irrationalen Ausbrüche" und den „Spinnereien" Anderer eine gewisse Demut geboten. Da hat sich dann meistens schlicht die Chefin durchgesetzt.

Mit dieser Brille können wir näher auf die dysfunktionalen Varianten des Erlebens von Wut und Zorn blicken. Die erste Variante sind ein zu viel oder zu wenig an Emotion. Die zweite Variante sind „falsch" zugeordnete Emotionen – also eine Wut, die ein anderes Gefühl überlagert, oder die eine andere Person meint beziehungsweise eine andere Situation zu einer ganz anderen Zeit.

Zunächst zu diesem Zuviel oder Zuwenig: Hierin liegt eine Spannung, die wir in einer Kommunikationsgesellschaft des 21. Jahrhunderts teilen. Wir sind ununterbrochen Reizen ausgesetzt (also Säbelzahntiger, die keine sind: eine Menschenmenge in einer U-Bahn, Leistungsanforderungen in der Arbeit, diese ganzen gutaussehenden Leute bei Instagram), die – je nach individueller Lernerfahrung – unsere Grenzen oder unseren Selbstwert gefährden. Die Amygdala feuert, der Sympathikus wird aktiviert, Energie freigesetzt. Nur ist da eben kein Säbelzahntiger zum Kämpfen und keine Taiga zum Rennen. Wir wissen mit dieser Energie nicht, wohin. Was wir dagegen zumindest meinen zu wissen: Emotionaler Ausdruck wird gesellschaftlich weithin als Zeichen der Schwäche gedeutet, stört die Harmonie, die wiederum mein soziales Bewusstsein unbedingt erhalten will. Dieser Streit zwischen Sekretär („Störe nicht!") und Chefin („Ich bin wütend!") erhöht die Anspannung weiter. Diese Alltagsanspannung kann sich in Gereiztheit oder ungerichteten Gefühlsausbrüchen zeigen. Sie kann aber auch im Körper „stecken" bleiben, dort zu Sodbrennen, Rückenschmerzen, Zähneknirschen führen. Und sie kann kurzfristig durch Schokolade, Alkohol oder Benzodiazepine beruhigt werden.

Wir sind ununterbrochen Reizen ausgesetzt, die unsere Grenzen oder unseren Selbstwert gefährden.

Was zur Regulation der Anspannung hilft, ist alles, was die innere und äußere Bewegungsfreiheit wiederherstellt. Die Chefin in Kontakt mit dem Sekretär bringt (und umgekehrt). Das kann tatsächlich körperliche Bewegung sein. Es kann eine geistig-künstlerische Bewegung sein wie oben bereits beschrieben – etwas, dass diese Energie kanalisiert und ihr Ausdruck verleiht. Es kann eine spirituelle Bewegung sein, die da sein lässt, was gerade ist und mich gleichzeitig in einen Raum hineinstellt, der sehr viel größer ist als die Enge, die ich gerade erlebe. Es kann ein Gespräch sein, das Perspektiven erweitert und meinen Aufmerksamkeitsfokus weitet. Systemische Psychologen sprechen hier auch von dem Beruhigungssystem der Psyche – dass durch Fürsorge, ein zuhörendes Gegenüber und Achtsamkeit („sich selbst zuhören") aktiviert wird.[2]

Dieser Aufmerksamkeit bedarf es auch, um „fehlgeleitete" Emotionen besser der aktuellen Situation und den aktuellen eigenen Bedürfnissen zuzuordnen. Dass es zeitliche oder situative Brücken bei der Entstehung von Emotionen, insbesondere von Wut und Angst, gibt, ist bereits angeklungen. Wenn wir uns an die zurück-rempelnde Person in der U-Bahn erinnern, sehen wir, dass eine frühere Verletzung eines Bedürfnisses zu einer erhöhten Verwundbarkeit führt und eine bestimmte Reaktion nahelegt: „Wehr dich". Diese Affektbrücken können jedoch sehr viel weiter schlagen. Es liegt nahe, dass diese Affektbrücken durch Prozesse der Bewusstwerdung eingeholt werden können, durch die nach und nach eine Trennung von Damals und Heute gelingt. Das ist jedoch kein trivialer Vorgang.

„Was macht dich wütend?“ – Foto: Helmut Fricke

Bedeutsam in diesem Kontext erscheint mir der Platz, den Verletzlichkeit in unseren (individuellen) psychischen und sozialen Systemen einnimmt. Jede von uns ist verletzlich und wird verletzt, das heißt hin und wieder angegriffen in der Integrität, den eigenen Grenzen, dem Selbstwert, dem Selbstbild, dem eigenen Wertemodell. Es entsteht das Gefühl, irgendwie nicht richtig zu sein. Wir erleben Scham. Scham ist eine soziale Emotion, der die Angst zugrunde liegt, in meinem jeweiligen sozialen Kontext nicht zu gelten. Aggression, also den Spieß herumzudrehen, andere anzugreifen, zu verletzen, jemandem zu zeigen: „Du bist auch nichts wert.“, ist nach dem US-amerikanischen Psychiater Nathanson eine Möglichkeit, dieses Schamgefühl abzuwehren.[3] Das Schamgefühl, das auf solche Weise in Wut umschlägt, verliert seine Wucht, wenn Verletzungen kommunizierbar werden, sowie die dahinterliegenden verletzten Werte.

Eine zweite möglicherweise von Wut überlagerte Emotion ist Traurigkeit. Wie oben die Verletzung liegt hier eine Verlusterfahrung zugrunde. Es liegt in der Natur des Verlusts, dass ich ihm ohnmächtig gegenüberstehe. Wut kann hier zur Aufrechterhaltung subjektiv wahrgenommener Handlungsfähigkeit dienen und einen Menschen vor der Resignation bewahren. Verena Kast beschreibt dieses Ausbrechen von Gefühlen als zweite von vier Trauerphasen. Wut kann hier Energiequelle sein, wieder aufzustehen, weiterzugehen. Bleibt es jedoch bei dieser Wut, kann daraus ein Kampf gegen die eigene (neue) Realität werden – der ermüdet. Bekommt die Trauer Raum, kommt es – nach Kast – zu einer Integration der Verlusterfahrungen, die eine neue Hinwendung zur Welt ermöglicht.

In der Praxis der Straßenexerzitien wird diese Wut zum Gebet gewendet.

Du, Gott.

Der 2022 verstorbene Jesuit Christian Herwartz, der als Begründer der Straßenexerzitien gilt, einer Exerzitienform, bei der nicht biblische Texte oder Stille vorrangig der Raum der Gottesbegegnung sind, sondern die Straßen und die Menschen, die sie bewohnen, hat geistliche Tage auf der Straße mit der Frage begonnen: „Was macht dich wütend?“ und dann gewartet. Erst wenn wirklich keine Antwort kam, hat er nachgegeben: „Ok, was macht dich traurig?“ Wut kann, wie oben beschrieben, ein Navigator sein zu offenen Bedürfnissen, verletzten Werten oder überlagerten Gefühlen. Herwartz geht einen Schritt weiter: „Diese Wut hat Gott in dich hineingelegt.“ Aus christlicher Sicht ist dieser Schritt nicht sehr groß: Gott hat alles ins Dasein gerufen (Offb 4,11). Also auch das Schützenswerte jeder Person, ihren ihr ganz eigenen Wert. Genauso hat Gott die Werte, die ich mir zu eigen mache, durch die ich mich verletzlich mache, für die ich eintrete (oder zumindest meine Chefin in mir), ebenso wie die Trauer um verlorene Werte in mich hineingelegt – Gott ist der Ursprung und Urgrund dieser Werte.[4]

In der Praxis der Straßenexerzitien wird diese Wut zum Gebet gewendet. Da erzählt ein Teilnehmer eines Kurses, dass es ihn wahnsinnig macht, wenn die Mitbewohnerin in die gerade von ihm frisch geputzte Küche mit dreckigen Schuhen geht. Er finde das respektlos. Was er einbringt wird nicht respektiert, nicht gesehen. „Du, Gott, der mich sieht.“ Dieses Gebet begleitet ihn also während der Stunden zweckfreien sich Durch-die-Straßen-treiben-Lassens. Und er beginnt in den Gesichtern derer, die diese Straße mit ihm teilen, Menschen zu sehen, die Gott sieht.

Dieser Weg von der eigenen Verletzlichkeit zu diesem unbedingten Ja zum Nächsten vollzieht sich hier auf eine intuitive, spielerische, frohe Weise – und die Wut ist der Motor, diesen Weg zu gehen. Für mich ist dieses „Du, Gott“ eine Urform des Betens inmitten der Welt. Einer Welt, die mich unter Spannung setzt, die mich verletzt, die mich wütend machen darf und mich so mit mir selbst, mit den Anderen und mit Gott am Grund meiner eigenen Verletzlichkeit in Beziehung setzt.

Zur Person
Schwester Elisabeth Muche gehört zur Kongregation der Helferin. Sie arbeitet als Psychotherapeutin und in der geistlichen Begleitung in München.

„Der Gedanke, dass manches Schwere im Leben hätte vermieden werden können, wenn wir weniger mutig darauflosgelebt hätten, ist doch wirklich zu fade, als dass man ihn auch nur einen Augenblick ernstnehmen könnte. Auf echte Freuden und Lebensinhalte zu verzichten, um Schmerzen zu vermeiden, ist sicher nicht christlich und auch nicht menschlich. Ich glaube, dass Gott besser geehrt wird, wenn wir das Leben, das er uns gegeben hat, in allen seinen Werten erkennen und ausschöpfen und lieben und darum auch den Schmerz über beeinträchtigte oder verlorene Lebenswerte stark und aufrichtig empfinden – man beschimpft das ja gern als die Schwäche und Empfindsamkeit der bürgerlichen Existenz – als wenn man gegen die Werte des Lebens stumpf ist und daher auch gegen den Schmerz stumpf sein kann.“

Dietrich Bonhoeffer (aus: Treue zur Welt - Meditationen)

1 Zum 300. Kantjubiläum soll hier der vermeintliche Gegenpol – Kant's *Sapere aude* nicht fehlen. „Habe den Muth dich deines eigenen Verstandes zu bedienen“ – Der Münchner Psychotherapeut Michael Raisch schreibt dazu: „Wir sehen, dass es selbst bei dieser Huldigung des Verstandes einer Emotion bedarf, nämlich des Mutes, diesen zum Ausdruck zu bringen. In unserem heutigen Verständnis, nach langen Phasen der Geringschätzung der Emotionen, gilt dies gleichermaßen, wenn wir unseren Verstand dafür einsetzen, unsere Emotionen besser wahrzunehmen, sie als legitime Botschafter unserer legitimen Grundbedürfnisse zu verstehen und für diese einzutreten.“ (In Raisch, M. (2022): Emotionen in der systemischen Therapie. Göttingen: Vandenhoeck&Ruprecht)

2 Nach Paul Gilbert, dem Mitbegründer der Compassion Focused Therapy (Mitgefühlsorientierten Therapie) in Gilbert, P. (2013): Compassion Focused Therapy. Paderborn: Junfernmann.

3 Nathanson, D.L. (1994): Shame and Pride: Affect, Sex and the Birth of the Self. New York: W.W. Norton.

4 Zum Thema sind zwei ignatianische Impulse erschienen:
Herwartz, C. (2012): Brennenden Gegenwart: Exerzitien auf der Straße. In: Ignatianische Impulse Band 51. Würzburg: Echter.
Herwartz, C. (2006): Auf nackten Sohlen – Exerzitien auf der Straße. Ignatianische Impulse Band 18. Würzburg: Echter.

Next generation Theologie!

Studierende über ihr Studium

Auch wenn die Anzahl der Theologiestudierenden im Magister deutschlandweit sinkt: Es gibt junge Menschen, die sich dafür entschieden haben, sich ein ganzes Studium lang intensiv mit theologischen und philosophischen Fragen zu beschäftigen. Was hat sie dazu bewegt? Welche Themen beschäftigen sie während des Studiums? Welche Erkenntnisse konnten sie durch das Studium gewinnen und was würden sie sich wünschen? Antworten darauf geben Christian Winkhold und Maria Schäfer, die beide im Magisterstudiengang Theologie an der PTH Sankt Georgen studieren.

Besonders die schiere Weite und Größe der von der Theologie gestellten Fragen ergriffen mich.

Christian Winkhold

Wenn ich zurückschaue auf den Beginn meines Theologiestudiums vor nun schon acht Semestern, dann war dies keineswegs eine „Liebe auf den ersten Blick", sondern eher eine „Zweckehe". Ich hatte im Zugehen auf mein Abitur die nötige Klarheit gewonnen, um ins Priesterseminar zu gehen. Dort stand dann das Studium der Theologie recht bald auf der To-do-Liste. Mit der Einstellung, studieren zu müssen, nahm ich mein Studium auf. Es war nicht so, dass mich religiöse oder theologische Fragen gar nicht interessiert hätten, aber wenn ich nicht Priester hätte werden wollen, wäre ich nie auf den Gedanken gekommen, Theologie zu studieren. Ich lernte in den ersten Semestern brav die mir vorgelegten Stoffe, sah allerdings darin keinen Mehrwert. Erst nach und nach, wohl besonders bedingt durch die Vertiefung des Stoffs, schloss sich mir der Sinn und die Relevanz des Studiums der Theologie auf und die Weisheit und das Wissen vieler Vordenker*innen begann mich zu faszinieren. Besonders die schiere Weite und Größe der von der Theologie gestellten Fragen ergriffen mich.

Wer an einen Gott glaubt, der Himmel und Erde erschaffen und dann in dieser Schöpfung Fleisch angenommen hat, der wird in jedem Winkel und jedem Geschehen dieser Schöpfung nach Gott suchen und fragen. Darum hat die Theologie das Recht, über jedes Phänomen vom Standpunkt des Glaubens aus zu reflektieren. Über Gott, über den Menschen, über die Geschichte, über die Kirche, über die Gesellschaft, über den Kult, über die Schrift, über Offenbarung… Die Liste der Themen, mit denen ich im Studium konfrontiert worden bin, ist weit. Und in all diesen Bereichen, die teilweise auch heute Gegenstand heftigster gesellschaftlicher Debatten sind, stellt die Perspektive und das Wissen der Theologie einen hörenswerten Standpunkt dar. Die Frage nach dem Menschsein, die heute vielleicht so kontrovers gestellt wird wie nie zuvor, sei an dieser Stelle exemplarisch herausgegriffen. Den Menschen von der Schrift, der Philosophie, der Systematik oder auch von der Liturgie her zu verstehen, ist für diese heute so brennende Frage nach dem, was der Mensch eigentlich ist, ungemein erhellend und bereichernd.

Mit jeder Vertiefung geht jedoch auch das Wissen um die Grenzen einher. Selbst das klügste Denkmodell kann den Glauben nicht erzwingen. Es kann zur Rechtfertigung vor sich selbst und vor anderen einen wichtigen Dienst erweisen, den letzten Schritt nimmt es einem dennoch nicht ab. Treffend hat das Alexander Schmemann – ein scharfer Kritiker der akademischen Theologie und eben deshalb für jeden, der dieser Zunft angehört, ein hörenswerter Mahner – formuliert: „Es ist ein allgemeiner Irrtum zu glauben, Erziehung geschehe auf der Ebene der Ideen. Nein! Sie ist immer Vermittlung von Erfahrung. Wie viel Trübsinn, Leere und Banalität findet sich im Spiel von Gelehrsamkeit und Fußnoten. Die Leute werden nicht durch Vernunftschlüsse überzeugt: entweder fangen sie Feuer oder eben nicht." (Aufzeichnungen 1973-1983) Der Glaube, von dessen Boden aus die Theologie betrieben wird, ist empfangen worden. Die Theologie wurzelt in etwas, das sie nicht selbst herstellen kann. Erst diesem geheimnisvollen Ergriffensein folgt die Rationalisierung.

In meinen Augen ist es unabdingbar, sich das immer wieder, besonders im Gebet, vor Augen zu halten. Denn die akademische Arbeit, die Gelehrsamkeit, kann ein guter Nährboden für Arroganz sein und verlockt dazu, mit dem Schlagen intellektueller Pfauenräder loszulegen. Dem Stolz, der auf andere Menschen herabblickt und so den Blick nach oben verbaut, kann mit dem Wissen darum, dass die Theologie nicht die letzte Begründung liefern kann, entgegengewirkt werden.

Neben dem verortenden Gebet scheint mir auch das Hören auf die Gläubigen außerhalb der theologischen Fakultäten unerlässlich zu sein, um nicht der Gefahr des Hochmuts zu erliegen. Ich bin froh und dankbar, durch mein Studium den Wissensschatz aus einer langen Geschichte aufgeschlossen zu bekommen und bin mir sicher, dass vieles von dem, was ich lerne und gelernt habe, für die Verkündigung hilfreich ist. Immer sollten mir beim Aneignen, Anwenden und Weiterdenken dieses Wissens die Grenzen meines Tuns und die Rückbindung an das Handeln und den Glauben der Kirche und ihrer Glieder bewusst sein, um keinen ungesunden und überheblichen akademischen Standesdünkel zu entwickeln.

Fotos: Michael Frerichmann

Maria Schäfer

Seit drei Semestern studiere ich Theologie, da mich während meines Jurastudiums in Marburg theologische Fragestellungen so sehr beschäftigten, dass ich mich entschieden habe, das Studienfach zu wechseln. Eine Entscheidung, mit der ich weiterhin sehr zufrieden bin.

Wenn ich anderen Menschen davon erzähle, werde ich meistens schnell auf die Rolle der Frau in der Kirche angesprochen. Meine Studienwahl finden viele mutig. Besonders unter Haupt- und Ehrenamtlichen der Pastoral steht die Frauenfrage ganz oben auf der Agenda. In Relation dazu ist die Thematik innerhalb des theologischen Diskurses und der Forschung unterrepräsentiert.

In einer pluralen und individualistischen Gesellschaft ist eine geschlechtsspezifische Zuordnung von Charismen, die eine Übernahme von Ämtern verbietet, nicht vorstellbar. Aber nicht nur die Mehrheit der Gesellschaft, sondern auch der Gläubigen findet es ungerecht, dass das Geschlecht ein Weihehindernis darstellen kann. Die Kirche bekommt so bei der Verkündigung der frohen Botschaft, die die Gerechtigkeit mit einschließt, ein Glaubwürdigkeitsproblem. Auch ich habe oft versucht, die Argumente

Ich will mich im Laufe meines Studiums noch intensiver mit der Frage nach der Rolle der Frau in Kirche und Gesellschaft beschäftigen.

gegen die Frauenordination logisch zu durchdringen, was mir bisher noch nicht gelungen ist. Ich will mich im Laufe meines Studiums noch intensiver mit der Frage nach der Rolle der Frau in Kirche und Gesellschaft beschäftigen.

Seit Studienbeginn fällt es mir jetzt schon leichter, gesellschaftliche Entwicklungen besser analysieren zu können. Immer wenn ich gelerntes Wissen auf die eigene Lebenswelt anwenden kann, macht das Studium wirklich Freude. Als Teil der Generation Z interessiert mich, welche Folgen ihr abnehmender Zugang zum Glauben hat.

Während metaphysische Fragen in der Gesellschaft zunehmend in den Hintergrund treten, wird das Machbare beziehungsweise das mögliche Optimum wichtiger. Joseph Ratzinger beschreibt das mit den Worten *verum quia faciendum*. Wahr ist also, was möglich ist. Ein mögliches Beispiel dafür ist die App „Replika: Mein KI-Freund", mit mehr als zehn Millionen Downloads. Nutzer*innen können durch Chatten mit einem digitalen Avatar kommunizieren, der auf einer KI basiert. Mit ihm können Nutzer*innen vermeintlich sowohl eine Freundschaft als auch eine Liebesbeziehung führen. Die KI hört sich rund um die Uhr alle Sorgen und Nöte an, antwortet sofort und gesteht auch ihre Liebe.

Die Frage nach Echtheit der Beziehung wird verdrängt, weil die KI ein Gefühl der Echtheit vermittelt, das eindrücklich genug ist, das zutiefst menschliche Bedürfnis nach Annahme und Liebe zu stillen. Stattdessen könnte sich der Mensch viel mehr fragen, wie wir soziales Miteinander so gestalten können, dass keiner zurückgelassen wird. Gibt es darüber hinaus sogar eine Form von Sein, die jede menschliche Vorstellung übersteigt und an die sich der Mensch Tag und Nacht mit seiner Sorge, Hoffnung und Freude wenden kann? Ist nicht gerade die Gottesbeziehung die echteste Form der Beziehung, weil sich der Mensch in ihr ganz und gar mit seiner Realität von Begrenzung und Schwäche auseinandersetzen kann und sich doch in all dem von Gott geliebt und getragen wissen darf?

Schreit diese Welt in ihrer Sehnsucht nicht in Wahrheit nach Gott? Die Theologie befasst sich meiner Meinung nach gerade durch ihr Fragen nach Gott mit menschlicher Existenz und dem, was ihr zutiefst zu eigen ist. Die daraus resultierende Relevanz für Individuum und Gesellschaft hat mich bewegt, Theologie zu studieren. Gerade die Interdisziplinarität des Studiums gewährt einen ganzheitlichen Blick auf das Beziehungsgeschehen zwischen Gott und den Menschen. Für den Standort Sankt Georgen habe ich mich entschieden, weil der Campus einen Raum bietet, mit anderen Studierenden über meine und ihre theologischen Fragen ins Gespräch zu kommen und Gemeinschaft im Glauben zu leben. Der Habitus des Hörens ist mir während des Studiums besonders wichtig geworden. Gehörte theologische Inhalte müssen verarbeitet werden, weiten den Horizont und verunsichern im positiven Sinne. Auf zwischenmenschlicher Ebene bedeutet diese Haltung aber auch, in dem Bewusstsein zu leben, der Andersheit der und des Anderen zu bedürfen. Festzuhalten ist, dass das Theologiestudium ein dynamischer Prozess des Suchens und der Bewegung bleibt, der auch Anstrengung bedeutet. Und doch befähigt es später, begründet und fundiert Rede und Antwort stehen zu können. Somit auch über die Hoffnung, die mich erfüllt (vgl. 1 Petr 3,15).

Zur Person

Maria Schäfer und Christian Winkhold sind Studierende im Magister-Theologie-Studium.

„Oh, you´re Christians."

Weltkirche auf den Philippinen

von Selina Schneider

Hätte mir jemand an jenem späten kalten Abend im Dezember, als ich die Ausschreibung für die Jugendbegegnungsreise auf die Philippinen sah, gesagt, dass ich nur knapp zwei Monate später am anderen Ende der Welt im tropisch warmen Sonnenschein sitze, hätte ich es ihm nicht geglaubt. Nach wenigen Überlegungen war mir klar, dass ich teilnehmen will. Die Reise fand im Rahmen der Partnerschaft zwischen dem Bistum Limburg und der Diözese Alaminos (Philippinen) statt, die seit 1987 besteht. Im Konkreten handelt es sich um eine Förderung von Gemeindepartnerschaften, Projekten, gegenseitigen Freiwilligendiensten und Schulstipendien auf den Philippinen. Die KHG Frankfurt und das Referat Weltkirche des Bistums Limburg organisierten gemeinsam einen Besuch. Die Reisegruppe bestand aus 10 jungen Erwachsenen und Weiteren, die mit der Partnerschaft in unterschiedlicher Form in Verbindung stehen.

Nach 18 Stunden Flug

Anfang Februar starteten wir in Frankfurt und erreichten nach 18 Stunden Flug die philippinische Hauptstadt Manila. Dort trafen wir auf die philippinischen jungen Erwachsenen, mit denen wir in den folgenden zwei Wochen unterwegs waren. Die Tage in Manila waren geprägt von inhaltlicher Arbeit und einem gegenseitigen Austauschen von Wissen. Vorbereitete Workshops beschäftigten sich mit Themen um Politik, Klima, Bildung und Kirche, die Grundlage unserer Diskussionen waren. Zufällig wurde wenige Wochen vor unserem Besuch, nach vierjähriger Vakanz, ein neuer Bischof für die Diözese Alaminos ernannt. Jener neuernannte Napoleon Balili Sipalay Jr., ein Dominikaner, empfing uns in der St. Thomas University in Manila, der ältesten (katholischen) Universität auf den Philippinen, die vom Dominikanerorden geleitet wird.

Im Vor- und Nachhinein meiner Reise wurde ich häufig gefragt, ob es auf den Philippinen überhaupt Katholiken gebe. Überraschend ist es für viele zu hören, dass 81% der Philippinos Katholiken sind. Dennoch lässt sich auch hier ein Rückgang im Gottesdienstbesuch verzeichnen. Demnach besuchen nur noch etwa 10 Prozent aller Katholiken regelmäßig den Gottesdienst. Uns bot sich während unseres Aufenthaltes ein anderes Bild: In einer Kirche werden an einem Sonntagmorgen mehrere Messen gefeiert und eine volle Kathedrale bei der Aschermittwochsmesse um sechs Uhr morgens. Verbunden damit ist ein hohes Engagement von ehrenamtlichen Frauen, Männern, Jugendlichen und Kindern. Auf den Philippinen sind Glaube und Privatleben noch auf eine selbstverständlichere Art verbunden. Möglicherweise besteht darin der Unterschied zu Deutschland, in dem es heutzutage eine aktive Entscheidung für den Glauben braucht.

Einerseits freudig und dennoch kritisch beäugt wurden wir (als Frauen) allerdings, wenn wir von unserem Theologiestudium erzählten. Dort ist das Theologiestudium eng mit dem Priesterseminar verbunden, außerhalb ist es ungewöhnlich, Theologie zu studieren. Vielleicht schien es für viele gerade deshalb kaum vorstellbar zu sein, neben dem Priester weitere bezahlte pastorale Mitarbeitende zu haben. In manchen Gemeinden sind Ordensfrauen eingesetzt.

Mir eröffnete die Reise einen umfassenden Blick auf die Weltkirche. Zum einen erlebte ich die Kirche vor Ort sehr lebendig. Traditionelle philippinische Tänze sind nicht nur Bestandteil von kulturellen Feierlichkeiten, sondern auch fester Programmpunkt bei kirchlichen Anlässen. Darüber hinaus gibt es zum Einstieg von Zusammenkünften häufig sogenannte Animationen (was in Sankt Georgen übrigens auch vor den Vorlesungen eingeführt werden könnte!). Dann tanzen alle, egal ob jung oder alt, Priester oder Ehrenamtliche, die Choreografie der Vortänzer nach. Im Anschluss an Texte wie „When Jesus say yes, nobody can´t say no" startet es sich mit einer gewissen Leichtigkeit in sämtliche Veranstaltungen.

Nah an den Menschen

Wie gerade angeklungen ist, waren die Priester, die wir kennengelernt haben, sehr nah an den Menschen dran. Damit möchte ich nicht sagen, dass ich dies nicht auch bei Priestern in Deutschland erlebe. Dennoch haben die Priester auf den Philippinen eine andere Grundhaltung gegenüber ihrer Pfarrfamilie und dementsprechend auch gegenüber uns gehabt. Die philippinischen Priester, von denen wir während unserer Reise begleitet wurden, haben sich locker in die Gruppendynamik eingefügt. Ein authentisches und respektiertes Auftreten muss nicht immer klerikal

Foto: privat

sein, dachte ich mir. Bei unserem weiteren Aufenthalt im Partnerbistum Alaminos, das im nordwestlichen Teil des Landes liegt, waren wir im dortigen Bischofshaus untergebracht. Der frühere apostolische Administrator, Bischof Fidelio Layog, residierte zu dieser Zeit phasenweise dort. Er nahm sich häufig Zeit für unsere Fragen und war gleichzeitig daran interessiert, welche Erfahrungen wir sammelten und welche Eindrücke uns bewegten.

Nun könnte man die bereits geschilderte Lebendigkeit der philippinischen Kirche auch im Bezug auf die Kirchenmusik erwarten. Mein Eindruck war allerdings, dass die musikalische Umrahmung der Gottesdienste eher zurückhaltend ist. Mag das einerseits an den nicht vorhandenen Orgeln liegen, liegt es andererseits am Fehlen von Gesangbüchern. Anstelle von traditionellem Liedgut und gefüllten Gesangbüchern rücken über Lautsprecher abgespielte, moderne englische Songs, die auf Bildschirmen mitverfolgt werden können. Normale Gläubige sitzen währenddessen eher hörend in der Bank und verfolgen den Text.

Das philippinische Glaubensverständnis drückt sich durch eine große Schaufrömmigkeit aus, was uns in unterschiedlichen Situationen im kirchlichen Leben begegnete. Ein Fokus liegt dabei auf der Verehrung von Statuen und kleineren Figuren. In Kleingruppen aufgeteilt besuchten wir je eine Partnergemeinde. In meinem Fall war es die Gemeinde „Our Lady of Lourdes“ in Salasa, die an besagtem Wochenende ihr Patrozinium feierte. Hierfür wurde der ganze Ort festlich geschmückt und es war ein volles Programm angesagt: große Prozessionen mit Statuen, festliche Messen, die Spendung der Firmung und sogar ein Talent Contest.

Kuriose Dinge

Unter die Kategorie „kuriose Dinge, die wir in philippinischen Messen zum ersten Mal erlebten“ zählt die Tatsache, dass die Kollekte darin zwei Mal, jeweils für unterschiedliche Anlässe, eingesammelt wird. Die erste Kollekte kommt dabei in die Gemeindekasse, die zweite wird für unterschiedliche Kommissionen genutzt. Unabhängig davon gibt es eine Tradition, bei der die Gläubigen vor der Gabenbereitung nach vorne zum Altar kommen, eigene Gaben (Lebensmittel, Devotionalien etc.) als Spende mitbringen und gesegnet werden. Der Priester steht vor dem Altar und besprengt sie währenddessen mit Weihwasser.

Eindrücklich blieb mir auch die Szene einer Beerdigung in Erinnerung, der wir auf der Straße ungeplant beiwohnten. Im Anschluss an den Gottesdienst in der Kirche wurde der Sarg auf einem offenen Anhänger aufgebahrt, der mit weißen Ballons, Blumen und einem großen Banner mit einem Bild der Verstorbenen und ihren Lebensdaten verziert war. Die Trauergemeinde schloss sich zu Fuß und auf Motorrädern an, um der Prozession (zum Friedhof) zu folgen. Obwohl ich keinen Bezug zur Verstorbenen hatte, war ich in diesem Moment tief berührt.

Trotz einiger, kurioser, teilweise mir fremder Traditionen, habe ich den Glauben ganz deutlich als verbindendes Element erfahren. Bei einem Lagerfeuerabend im Jugendzentrum Mary Hill wurde mir die Einheit durch den Glauben untereinander neu bewusst. Zur Einordnung: Mary Hill ist eine Ferienanlage auf dem Land fernab der Stadt mit Kapelle, Sportplatz und kleinen Häuschen zum Übernachten. Wir trafen dort auf eine bislang fremde philippinische Jugendgruppe, die ebenfalls einen Tag dort verbrachte. Sie fragten uns, was uns im Glauben festigt und uns Kraft gibt. Selten habe ich Glaubenszeugnisse so berührend erlebt wie diese, die an jenem Abend unter Palmen mit Blick auf den Sternenhimmel und das Meer ausgetauscht wurden.

Die beschriebenen Erfahrungen führten bei mir zu einem gewachsenen Bewusstsein davon, was Weltkirche ist, wie groß sie ist, und was es bedeutet, als Einzelne Teil davon zu sein. Dass ich am anderen Ende der Welt in die Messe gehe und trotz der anderen Sprache folgen kann, muss Weltkirche sein. Mich so weit entfernt von der eigentlichen Heimat nach kurzer Zeit zu Hause zu fühlen und mit einer zuvor unbekannten Gruppe im Glauben verbunden zu sein, muss Weltkirche sein. Kulturen und Traditionen kennenzulernen, die ich nicht nachvollziehen kann, die aber auf der gleichen Grundlage bauen wie meine Überzeugungen, muss Weltkirche sein. Die Gewissheit zu haben, dass trotz der Distanz gerade auch Menschen in Deutschland in den Gottesdienst gehen und den Glauben feiern, muss Weltkirche sein. Philippinische junge Erwachsene zu treffen, von denen sich unsere Lebensverhältnisse komplett unterscheiden und mit denen wir dennoch eine gemeinsame Kirche bilden, muss Weltkirche sein.

Als wir am Abend des Aschermittwochs zurückflogen, erkannte uns ein Mann an der Sicherheitskontrolle aufgrund unseres Aschekreuzes auf der Stirn und sprach uns an. Er sagte „Oh, you´re christians“ und signalisierte einen Daumen nach oben. Ich dachte mir: Wie schön, dass wir jetzt wieder nach Hause fliegen und ein Teil der Weltkirche hier bleibt.

Dass ich am anderen Ende der Welt in die Messe gehe und trotz der anderen Sprache folgen kann, muss Weltkirche sein.

Zur Person

Selina Schneider ist Studentin im Magister-Theologie Studium.

Christliche Existenz im 21. Jahrhundert

152 Seiten, 12 × 19 cm
Hardcover
€ 19,– [D] / € 19,60 [A]
ISBN 978-3-7867-3373-7

Angesichts einer anhaltenden Kirchenkrise und der kirchlichen Entfremdung vieler Menschen in den Säkularisierungsprozessen der Gegenwart fragt Wolfgang Beck nach den Möglichkeiten einer christlichen Existenz im 21. Jahrhundert.
Diese findet er in einem risikofreudigen Einlassen auf die Unübersichtlichkeit der Spätmoderne: Wo Menschen sich nicht mehr eindeutig einer Tradition, Konfession oder Kirche zuordnen und hybride Glaubensidentitäten entwickeln, bedarf es einer Kirche, die sich ohne Ressentiments selbstlos als Ressource anbietet.
Der Autor verdeutlicht, dass eine religiöse Kommunikation dafür wegweisend ist, die sich als Beziehungsangebot für Menschen versteht und sich zusammen mit anderen gesellschaftlichen Playern um ein konstruktives Gestalten des Gemeinwohls bemüht.

Wolfgang Beck, Dr. theol., Studium der katholischen Theologie, ist Professor für Pastoraltheologie und Homiletik an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Sankt Georgen in Frankfurt am Main.

Jetzt im Buchhandel
oder unter shop.verlagsgruppe-patmos.de

GRÜNEWALD

Kind Gottes – mündig und ohne Naivität

von Christoph Kentrup SJ

„Wir heißen Kinder Gottes und sind es."
Diese sieben Worte aus der katholischen Liturgie, entnommen aus dem Ersten Johannesbrief (3,1), scheinen aus der Zeit gefallen. Und dennoch ist mir das Gottes-Kind-Sein wichtig. Kann es diesen Worten gelingen, die theologische Landschaft über die spürbaren Stürme hinaus auch für die Zukunft weiter zu bestimmen? Es fällt mir nicht leicht, mir diese Worte anzueignen. Kind Gottes Sein darf keine Einladung zur Naivität sein. Wie kann es dann gelingen, dem noch einen Sinn für heute zu erschließen? Wobei ich mir durchaus nicht sicher bin, ob mir das gelingt. Denn auch als Jesuitenpater ist mir oft genug das Herz schwer. Warum? Weil die Welt aus den Fugen zu geraten scheint. Und wenn ich auf diese Welt schaue, die ich als Glaubender als Schöpfungsakt Gottes wahrnehme und durch ihn als Ursprung meines Lebens, müsste ich doch im Grunde einfach nur dankbar sein. Und wenn ich dann unser Dasein vor diesem Schöpfer in den Blick nehme, sind wir dann doch alle erst einmal seine Kinder. Kind zu werden, bringt ins Wort, was wir erfahren. Wir werden in Gott Kinder, wie er in Jesus Christus Kind geworden ist: sorglos, unbedarft, schwach, hilfsbedürftig, vertrauensselig, ohne böse sein zu können. Wäre also in uns nicht etwas hineingelegt worden, was dem Geheimnis der Schöpfung eins zu eins entspricht, dann gäbe es ja nicht die Glaubenden auf dieser Welt, auch mich nicht und alle, die sich diesem Geheimnis anvertrauen. Weil sie dazu gehören möchten…

Ich durfte erleben, wie sich ein solches Vertrauen auf mich übertrug. Zu meinem Freundeskreis gehört eine kleine Berna, die gerade Fahrradfahren gelernt hatte. Bald danach machten wir alle einen Ausflug. Sie fuhr fröhlich neben mir her, ich legte meine Hand auf ihren Rücken, um sie ein bisschen zu unterstützen. Da fiel mir auf, dass sie für einen Moment die Augen schloss. Und mir wurde ganz warm ums Herz. Ein Kind Gottes hatte sich mir anvertraut… Und warum bin ich bei und trotz aller Hoffnung und einem Vertrauen darauf, auch selber ein Kind Gottes zu sein, nicht selten verzagt? Warum, wenn ich doch Gott als Schöpfer sehe und glaube, dass durch ihn noch alles offen ist, noch nichts abgeschlossen, noch alles im Werden? Wenn doch alles in ihm geborgen ist, geschützt und behütet? In sämtlichen Daseinsstufen?

Ich möchte versuchen, von meiner Sorge, aber auch von meiner Hoffnung zu schreiben und so um Verständnis werben für einen Weg, der doch uns allen gemeinsam ist. Lassen wir uns bei aller Schwere dessen, was ist und sein wird, auffangen etwa von den Erinnerungen in unserem Leben. Ich lese gerade Briefe meines Großvaters aus dem Ersten Weltkrieg, die er von der Front nach Hause schrieb. Ein Zeugnis von ihm, das mich tief nachdenklich macht. Weil ich mir immer wieder die Frage stelle: Was fällt uns eigentlich ein, dem Schöpfer derart ins Handwerk zu pfuschen, mit dem, was wir tun? Als ob wir alles vergessen hätten.

Haben wir als seine Kinder denn ein Recht, zu vergessen, wer unsere Nächsten sind? Wir leben in einem demokratischen Land, die gleiche Würde ist uns ins Stammbuch geschrieben, und es fällt uns so schwer, das auch zu leben. Wir sind nicht imstande, einander im Lift einen Gruß zu sagen, oder, anstatt vorüber zu gehen, einfach mal stehen zu bleiben.

Kind Gottes zu sein, überschreitet jedes Lebensalter. Es nimmt in den Blick, was ist und was noch nicht oder nicht mehr ist. Der heilige Ignatius, der Gründer meines Ordens, verweist in seiner „Menschwerdungsbetrachtung" in den Exerzitien auf das in der Meditation möglich werdende Erspüren des Atems Gottes. Gottes Atem ist sein Heiliger Geist, Wind, Hauch, ein leises sanftes Wehen, wie Elija es bei der Begegnung mit Gott gespürt hat: *veni creator spiritus* – Komm Schöpfer, Geist! Was meint es, diesem sich verwehenden Hauch wie ein Kind anzuvertrauen? Was bedeutet es, sich wie ein Kind von Gottes Geist inspirieren zu lassen?

Karl Rahner berichtet von einem aufschlussreichen, aber auch seltsam paradoxen Treffen mit einem „Glaubensgenossen": „Vor ungefähr 15 Jahren begegnete ich einem bekannten positivistischen jüdischen Philosophen, geprägt von dem Geschick seines Volkes, von der Fragequal seines Berufes, von der Verantwortung seiner Sendung. Ob er an Gott glaube, fragte er sich und er antwortete sich und anderen: Ich weiß es nicht. Aber, so fügte er hinzu: dass wir Kinder Gottes sind, das glaube ich." Ich auch…Und nehme damit die Schwere meiner Fragen zwar nicht zurück, aber ich greife als Kind Gottes nach seiner Hand.

Fridays for Future, Foto: Helmut Fricke

Zur Person
Christoph Kentrup SJ lebt in der Jesuitenkommunität in Sankt Georgen und ist tätig in geistlicher Begleitung, Seelsorge und Exerzitienarbeit.

„*Die Würde des Menschen ist unantastbar* […] ist ein herrlicher deutscher Satz, so einfach, so schwierig, auf Anhieb einleuchtend und doch von umso größerer Abgründigkeit, je öfter man seinen Folgesatz bedenkt: Sie muss dennoch geschützt werden. Beide Sätze können nicht gleichzeitig wahr sein, aber sie können sich gemeinsam, nur gemeinsam, bewahrheiten und haben sich in Deutschland in einem Grade bewahrheitet, wie es am 23. Mai 1949 kaum jemand für möglich gehalten hätte. Im deutschen Sprachraum vielleicht nur mit der Luther-Bibel vergleichbar, hat das Grundgesetz Wirklichkeit geschaffen durch die Kraft des Wortes."
Aus: Navid Kermani, Rede zur Feierstunde 65 Jahre Grundgesetz

Der Bürgerverein Demokratieort Paulskirche e.V., Frankfurt am Main, wurde 2021 von Frankfurter Bürgern gegründet, um die historisch-politische und kulturelle Bildung am Demokratieort Paulskirche zu stärken und einen Beitrag zur Sicherung der demokratischen Ordnung in Deutschland und Europa zu leisten.

Vorsitzende ist die Frankfurter Bundestagsabgeordnete Bettina M. Wiesmann.
Kontakt: info@demokratieort-paulskirche.de.

Die Paulskirche in Frankfurt. Foto: Simsalabimbam-CC BY-SA 3.0.

Wofür Demokratie?

Warum es sich lohnt, für unsere Demokratie einzutreten, und welchen Beitrag ein Haus der Demokratie am Ort der Paulskirche dazu leisten kann

von Bettina M. Wiesmann MdB

Wenn man sich unvoreingenommen und aufs Wesentliche blickend in der Welt umschaut, kommt man zu folgenden Feststellungen: Frieden und menschliches Wohlergehen herrschen am ehesten dort, wo freiheitlich demokratisch regiert wird. Despoten und Demokratieverächter sind die größten Unterdrücker der Menschheit - in der Vergangenheit und bis heute. Hitler, Stalin, Mao, Pol Pot und ihre Schergen haben im vergangenen Jahrhundert Menschen- und Völkerrecht brutal mit Füßen getreten und demokratische Ansprüche systematisch abgeräumt oder unterdrückt; die Regime Putins und Xis tun es in der Gegenwart. Und trotz der für Europa und insbesondere für uns Deutsche glückhaften Wende von 1989/90, als mit der Überwindung des Eisernen Vorhangs das Ende des Systemkonflikts und der Geschichte schlechthin gekommen schien, ist heute Ernüchterung eingekehrt: Weltweit, von Russland über den Mittleren Osten und Afrika bis Lateinamerika, ist die rechtsstaatliche Demokratie aktuell überwiegend auf dem Rückzug.

Tatsächlich ist der Befund noch beunruhigender. Denn sogar in Europa, das fast 80 Jahre Frieden in demokratischer Verfasstheit und dazu enormen Wohlstandszuwachs erlebt hat, steht die liberale Demokratie unter Druck – durch wachsenden Populismus und Extremismus im Innern fast aller europäischen Gesellschaften, durch den Angriffskrieg von Putins Russland im Osten Europas und ganz besonders durch die schleichend erodierenden Kräfte von Desinteresse und Apathie, die sich in einer seit vielen Jahren rückläufigen Wahlbeteiligung und zugleich in sich radikalisierenden politischen Diskursen niederschlagen. Unsere Demokratie scheint erschlafft und zu schwerfällig, um aktuelle Problemstellungen bewältigen zu können.

Demokratie braucht Demokraten

Gesellschaften benötigen Prozesse der Entscheidungsfindung: Was ist erlaubt, wofür werden Ressourcen eingesetzt, was muss unterbleiben? Wie wollen wir miteinander leben? Was wird toleriert, was soll verboten sein? Wohin wollen wir uns entwickeln? Die rechtsstaatlich verfasste Demokratie als Regierungsform hat hierzu die klügsten Vorgehensweisen entwickelt: Alle Macht geht vom Volke aus, seine Vertreter und Regierungen werden auf Zeit gewählt, Minderheiten haben geschützte Rechte, um zur Mehrheit werden zu können, Regeln und ihre Einhaltung werden durch unabhängige Gerichte überwacht.

Das Grundgesetz der Bundesrepublik ist nach nahezu übereinstimmender Beurteilung aller Experten eine besonders gelungene Verfassung einer parlamentarischen Demokratie. Die erwiesene Qualität und die historische Chance von 1989/90 waren die Beweggründe, die Wiedervereinigung auf Basis eines Beitritts der neuen Länder gemäß Art. 23 zu realisieren. Aber auch das Grundgesetz lebt und wird ständig fortentwickelt, an die 70 Änderungen seit 1949 haben es an sich ändernde Zeitumstände und neue Herausforderungen angepasst. Und es wird auch künftig weiterentwickelt werden.

Allerdings kann eine Verfassung, selbst eine so gelungene wie das Grundgesetz, sich nicht selbst mit Leben erfüllen. Der freiheitliche Staat lebt von Voraussetzungen, die er selbst nicht garantieren kann (Ernst-Wolfgang Böckenförde, 1964). Eine dieser Voraussetzungen ist, dass genügend Bürger am demokratischen Staatswesen teilnehmen. Freiheitliche Demokratien benötigen aktive Demokraten. Zum demokratischen Engagement gehört, an Wahlen und politischen Debatten teilzunehmen, sich eine Meinung zu bilden, an Parteien oder politischen Initiativen mitzuwirken oder sich dort zeitweise für Aufgaben oder ein Mandat zur Verfügung zu stellen. Grundsätzlich ist politisches Engagement in einer Partei oder Bürgerinitiative nicht viel anderes als das Übernehmen eines Ehrenamts in einem Verein der Zivilgesellschaft, ob im Sport, Umweltschutz oder der Nachbarschaftshilfe.

Die Paulskirche als Ort der Erinnerung und Identifikation

Mitten in Frankfurt steht mit der Paulskirche ein historisches Gebäude, das uns daran erinnert, dass eine Verfassung mit Bürger- und Freiheitsrechten nicht selbstverständlich ist. Die Paulskirchenverfassung hatte mächtige Gegner; ihre Befürworter mussten nach dem Scheitern der 1848er Revolution zum Teil auswandern, manche landeten im Gefängnis, andere starben. Unsere Demokratiegeschichte verdient Aufmerksamkeit, denn sie hält manche Lehre für die Zukunft parat. Schon länger besteht der Wunsch, nahe der Paulskirche ein „Haus der Demokratie“

Foto: © Lorenz Gemppper

Der Versammlungsraum der Paulskirche. Bürgerverein: www.demokratieort-paulskirche.de, Foto: bluejuice, BlueKnow CC-BY-3.0

zu errichten. Was liegt näher als es der historisch-politischen Bildung und Demokratievermittlung zu widmen? Daran mitzuwirken, ist die selbstgestellte Aufgabe des 2021 gegründeten Bürgervereins Demokratieort Paulskirche e.V., Frankfurt am Main.

Die Paulskirche ist beim Wiederaufbau 1948 bewusst karg und schlicht gestaltet worden. Dieser besondere Charakter soll erhalten bleiben, so der erklärte Wille der Stadtverordneten und auch des Bürgervereins. Damit aber ihre Botschaften gut wirken können, braucht die Paulskirche einen „Verstärker", einen ergänzenden Raum für Ausstellungen in zeitgemäßen Formaten, aber auch für bunte und lebhafte Kommunikation, für Videos, Inszenierungen und Workshops. Das soll das „Haus der Demokratie" werden.

Bedingt durch die Corona-Pandemie und weil die Frankfurter Kommunalpolitik zuletzt wenig handlungsfähig war, hat sich bis zum 175. Jubiläum 2023/24 noch nicht viel Konkretes getan. Dabei sind die Voraussetzungen gut: Es gab bereits eine Förderzusage des Bundes für die Sanierung der Paulskirche, die noch nicht abgerufen werden konnte und nun verlängert werden soll. Bund und Land haben darüber hinaus zugesagt, das „Haus der Demokratie" ideell und finanziell zu unterstützen. Zunächst muss aber klar sein, in welcher Form es errichtet werden und was dort eigentlich stattfinden soll. Eine Expertenkommission von Bund, Land und Kommune hat ihre Empfehlungen im April 2023 veröffentlicht, aber kein konkretes inhaltliches Konzept vorgelegt.

Was soll im „Haus der Demokratie" stattfinden, wie soll es aussehen?

In der Vorstellung unseres Bürgervereins erfüllt das „Haus der Demokratie" drei Funktionen: Ausstellung, Werkstatt und Forum. Die *Ausstellung* erzählt zum einen die Geschichte der Nationalversammlung, der Paulskirchenverfassung und unserer Demokratie seit 1848/49 und macht sie mit Hilfe multimedialer Elemente anschaulich. Sie beleuchtet zum anderen die Grundbegriffe und Funktionsweisen unserer heutigen politischen Ordnung. Was macht die repräsentative Demokratie aus? Welche Grundrechte gelten, welche Bedeutung haben Mehrheitsprinzip und Minderheitenschutz, wie funktioniert die föderale Ordnung? Wie arbeiten Parteien und Fraktionen? Wie entstehen Gesetze? Wechselnde Ausstellungen widmen sich anderen Ausprägungen von Demokratie, zum Beispiel den Zwei-Parteien-Systemen in USA und Großbritannien oder der direkten Demokratie in der Schweiz.

Die *Werkstatt* vermittelt demokratisches Handwerkszeug und ermutigt zum praktischen Engagement. Behandelt werden Fragen wie: Wie wirke ich zielorientiert in der Schülervertretung, im Elternbeirat, im Betriebsrat oder in parlamentarischen Gremien mit? Wie führe ich eine Wahl durch? Über welche Medien informiere ich mich? Wie bringe ich meine Positionen außerhalb von Gremien zur Geltung? Wie gründe ich einen Verein? Wichtige Zielgruppen sind für uns junge Menschen, Bürger anderer Muttersprachen und solche, die sich eine aktive demokratische Mitwirkung bislang nicht vorstellen können. Es gibt beispielsweise ein Programm für Schüler, das einen Besuch der Paulskirche mit einem Praxisworkshop und einem Debattierwettbewerb verbindet. Am Ende steht die Überreichung eines Grundgesetzes an jeden Teilnehmer durch einen aktiven Politiker.

Das *Forum* ist ein Debattenzentrum und behandelt grundsätzliche wie auch aktuelle Fragen – Demokratie und Big Data, Demokratie und Klimawandel etc. Die traditionsreichen Preisverleihungen finden weiterhin statt, Forschungsergebnisse werden reflektiert und interdisziplinär wie international verbunden. Eine Forschungsstelle wird gemeinsam mit der Goethe-Universität und anderen akademischen Institutionen und Personen aus dem deutschen wie europäischen Raum gebildet. Um die Debatten einem überregionalen Publikum zugänglich zu machen, sind die Räumlichkeiten mit moderner Konferenztechnik ausgestattet und ermöglichen auch interaktive Formate mit Laborcharakter. Als wichtiger Partner wird die Bundesstiftung „Orte der deutschen Demokratiegeschichte", die 2021 gegründet wurde und ihren Sitz in Frankfurt hat, im Haus der Demokratie oder seiner unmittelbaren Nachbarschaft angesiedelt.

In der Standortfrage haben sich die Frankfurter Stadtverordneten gegen eine Bebauung des Paulsplatzes ausgesprochen. Auch unserer Ansicht nach benötigen wir dort keinen großartigen Neubau. Die Paulskirche selbst ist das „Signature Building", um das es geht. Das „Haus der Demokratie" sollte die Paulskirche nicht in seinen Schatten stellen, sondern auch optisch eine dienende Funktion haben.

Ein Auftrag für die Europastadt Frankfurt

Ein Demokratiezentrum nahe der Paulskirche als Ort der historisch-politischen Bildung passt perfekt nach Frankfurt. Einst freie Reichsstadt, heute Standort zentraler Institutionen der Europäischen Union, ist Frankfurt eine der internationalsten und dynamischsten Städte unseres Landes, mit großer bürgerschaftlicher Tradition. Menschen aus 178 Nationen leben hier, viele von ihnen global vernetzt und zugleich in vielfältigsten Zusammenhängen vor Ort engagiert. Füreinander einstehen, ihre Bürgerverantwortung bei der Gestaltung des Gemeinwesens wahrnehmen und so zu Freiheit und Frieden in Europa beitragen werden sie umso eher, je besser sie die Grundlagen, Regeln und Mechanismen einer freiheitlichen Gesellschaft kennen, aus der Geschichte begründen und in der Gegenwart anwenden können.

Angesichts der offenkundig abnehmenden Bindekräfte des kirchlich verfassten Christentums in der heutigen europäischen Gesellschaft kann vielleicht ein wachsendes Bewusstsein vom Woher und Wohin unserer Demokratiegeschichte die Inspiration und Identität stiften, ohne die ein robustes demokratisches Gemeinwesen in einer Welt voll Unordnung und lokaler wie globaler Herausforderungen nicht auskommt. Die Chance, mit einem solchen „Bewusstseinsschub" der liberalen Demokratie aus Frankfurt heraus europaweit mehr Strahlkraft zu verleihen, sollte beherzt ergriffen werden.

Zur Person

Bettina Wiesmann ist Mitglied des Deutschen Bundestags für die CDU, Wahlkreis Frankfurt am Main II. Sie ist Vorsitzende des Bürgervereins Demokratieort Paulskirche e.V.

Vom hinkenden Ja zur klaren Option

Katholische Kirche und Demokratie seit 1848

von Prof. Dr. Klaus Schatz SJ

„Folgen wir Pius IX. und gehen zu den Barbaren über“ - so brachte in Frankreich der Caritas-Apostel Frédéric Ozanam Hoffnungen und Zukunftsperspektiven liberaler und zugleich sozial eingestellter Katholiken im Revolutionsjahr 1848 zum Ausdruck. Die „Barbaren“ waren für ihn die neuen Mächte der Demokratie und der proletarischen Massen, mit denen sich die Kirche ebenso zu einer neuen christlichen Kultur verbinden könne, wie sie es nach der Völkerwanderung mit den Germanen getan habe; und der Nimbus des „liberalen“ Pio Nono (der nie der Realität entsprach) fungierte hier als Katalysator dieser Erwartungen.

1848: Aufbruch, Reaktion und bleibendes Vermächtnis

In der Tat stellte sich das Jahr 1848 auch in kirchlicher Beziehung in Deutschland, Frankreich und Italien als ein Aufbrechen sehr verschiedenartiger Erwartungen, Reformhoffnungen und Freiheitserwartungen dar, bei denen immer wieder das Pathos der Allianz von „Katholizismus und Freiheit“ durchbrach. Im Endergebnis festigten sowohl die Revolutionsereignisse wie der definitive Sieg der Reaktion jedoch jene Verbindung von Ultramontanismus und Anti-Liberalismus, die im I. Vatikanum kulminierte. Der „Ultramontanismus“, also jene ganz auf das Papsttum ausgerichtete Strömung des Katholizismus, verlor seine liberalen Potenzen; er wurde wieder konsequent anti-liberal und blickte – außer in Deutschland – politisch eher zum Absolutismus zurück. Dies ist freilich nur die eine Seite. Denn 1848 ist auch das Ende der eigentlichen Restaurationsepoche. Die Kirche konnte jetzt nicht mehr bloß auf die alten Gewalten setzen. Sie musste sich mit den neuen Kräften des beginnenden demokratischen Zeitalters verbinden: mit den Vereinen, der Presse, den entstehenden Parteien. Zumindest in den nordalpinen Ländern erkannten die meisten führenden Katholiken, dass nicht in Zensur und Polizeigewalt, sondern im „Bündnis von Kirche und Volk“, in den katholischen Vereinen und im Stimmzettel der Katholiken die Zukunft lag. Die „populistische“ Färbung des Ultramontanismus blieb als dauerndes Vermächtnis. Eine eigentliche Option für die Demokratie bedeutete dies noch nicht, aber es gab Elemente, die auf Dauer in diese Richtung weisen konnten.

Dies wird deutlich, wenn wir uns klarmachen, dass die politische Einstellung der Kirche und der Katholiken im 19. und bis ins 20. Jahrhundert durch zwei Hauptziele bestimmt war, die auch in Spannung zueinander stehen konnten: Libertas Ecclesiae und Societas Christiana, also „Freiheit der Kirche gegen Staatskirchentum“ und „Christliche Gesellschaft gegen Säkularisierung des Staates“. Und die Testfrage war: Wenn beides nicht gleichzeitig zu haben war, was hatte Vorrang? Ein liberales Regiment, das die katholische Kirche auf dieselbe Stufe stellte wie alle anderen religiösen Kulte, ihr anderseits eine Freiheit gewährte, die sie in katholischen Staaten nirgendwo genoß (Modell Belgien oder USA) – Oder eine monarchisch-konservative Ordnung, die die Kirche privilegierte, sie aber auch überwachte und kontrollierte (Modell Spanien)? In dieser Frage schieden sich die Geister.

„Neutralität gegenüber den Staatsformen“ – Offenheit und Problematik einer Formel

Das kirchliche Lehramt hat die Demokratie als Staatsform nie verurteilt, auch – entgegen einer häufig anzutreffenden Behauptung – der Syllabus von 1864 nicht. Aber er hat die liberalen Freiheitsrechte, vor allem die Religionsfreiheit, verurteilt, insofern sie als Ideal und Menschenrecht und nicht bloß als Konzession, wenn der katholische Glaubennsstaat nicht durchsetzbar war, verstanden waren. Und sicher bestand in der römischen Kurie unter Pius IX. keine Spur von Sympathie gegenüber demokratischen Bestrebungen.

Eine erste Öffnung brachte hier der Pontifikat Leos XIII. (1878–1903). Seine Formel lautete: „Neutralität gegenüber den Staatsformen“ – und dies blieb, wenngleich schon unter Pius XII. modifiziert, die römische Position bis vor dem 2. Vatikanum. Freilich werden nun schon in vorsichtiger Form die modernen konstitutionellen Bestrebungen begrüßt; so heißt es in der Enzyklika *Immortale Dei* von 1885: Es sei nichts dagegen einzuwenden, „dass das Volk mehr oder weniger an der politischen Verantwortung teilhat“, ja dies könne „je nach den Umständen nicht nur nützlich, sondern auch notwendig sein“. Aber die Hauptanliegen, zu welchen die Katholiken politisch zusammenarbeiten sollten, hatten nach Leo XIII. einerseits die Freiheit der Kirche, anderseits (seit der Enzyklika Rerum Novarum von 1891) die soziale Frage zu sein. Die Frage der Staatsform war demgegenüber für ihn nachgeordnet. Die Konsequenz war aber: Die nationalen Katholizismen beziehungsweise (besonders in Frankreich) die unterschiedlichen Strömungen in ihnen gingen ihre eigenen Wege, waren von Rom nicht mehr umzupolen. Dies zeigte sich besonders, als Leo XIII. seit 1890 von den meist monarchisch gesinnten französischen Katholiken das *Ralliement*, das heißt die Akzeptanz der Republik forderte. Die Mehrzahl folgte ihm nicht, zumal auch für den Papst diese Annahme opportunistisch und nicht von einer grundsätzlichen Option getragen war. Sowohl in Frankreich wie in Italien und Spanien (weniger in dem vergleichsweise homogeneren deutschen Katholizismus) standen sich nun konservative und „christlich-demokratische“ Richtungen gegenüber. Dies betraf auch die Perspektive, in der die soziale Frage gesehen wurde: Die politisch konservative Richtung dachte in sozialer Hinsicht „paternalistisch“ („für“ die Arbeiter, aber nicht „durch“ sie), die demokratische „emanzipatorisch“ (Selbsthilfe, vor allem durch Gewerkschaften). Erst recht unter Pius X. (1903–1914) kam in Rom eine radikal anti-demokratische Richtung zum Zuge, die jegliches emanzipatorisches Denken verabscheute.

Nie wieder ist jetzt. Lichterkette in Frankfurt am Main, 10. Dezember 2023. Foto: Helmut Fricke

Es gab jedoch Denk- und Strukturelemente im Katholizismus, die auf Dauer ein Ja zur Demokratie zwar nicht forderten, aber doch ermöglichten und erleichterten. Dazu gehörte die naturrechtliche Begründung der Staatsgewalt, die die auch im Neuen Testament gründende göttliche Autorität der weltlichen Obrigkeit im Gemeinwohl festmachte und damit nicht mehr in den Monarchen personalisierte. Ein strikter Legitimismus, nach dem eine aus einer Revolution hervorgegangene Regierung nie Legitimität gewinnen konnte, war so nicht mehr möglich; bei aller nach wie vor bestehenden moralischen Ablehnung einer gewaltsamen Revolution konnten sich die Katholiken mit dem daraus hervorgegangenen Staat arrangieren, wenn dieser Recht und öffentliche Ordnung gewährleistete. Weitere Elemente waren die Volksbasis der katholischen Vereinsbewegung, die eine gewisse Empfänglichkeit für bestimmte demokratische Forderungen wie das allgemeine und gleiche Wahlrecht schufen, schließlich die Erfahrung, dass es gerade nicht autokratische Regime, sondern Demokratisierungsprozesse waren, die der Kirche volle Freiheit vom Staat bescherten (wie im 19. Jahrhundert in Belgien und den USA, in Deutschland in der Weimarer Verfassung 1919). Und verstand sich die katholische Kirche in ihrer Verfassung auch selbst – noch verschärft durch das 1. Vatikanum

– betont als nicht-demokratisch, so ermöglichte doch die betonte Andersartigkeit der Autoritätsbegründung (in der Kirche durch göttliche Offenbarung, im Staat durch Naturrecht und Vernunft), politisch Demokrat und gleichzeitig kirchentreuer Katholik zu sein.

All dies ermöglichte, sich nach Revolutionen schnell auf den Boden der neuen Verhältnisse zu stellen – aber es hatte seine Ambivalenz: wie 1919, so auch 1933! Und das nach wie vor wirksame Erbe des Anti-Liberalismus aus dem 19. Jahrhundert schuf, besonders in Italien, Frankreich und noch mehr in Spanien, eine Vorliebe für autoritäre Regime, zumal sich damit die „Krise der Demokratie" in der Zwischenkriegszeit und eine Zeitdiagnose verband, nach der die Zukunft nicht mehr den Demokratien, sondern den autoritären Staaten gehörte.

Deutscher Katholizismus und Weimarer Republik

Es ist eine unbestreitbare Tatsache, dass die deutschen Katholiken ein wesentlich positiveres Verhältnis zur ersten deutschen Demokratie gewannen als der Protestantismus, der mehrheitlich den Monarchien nachtrauerte. Und doch war es kein einheitliches Ja. Dazu zwei Streiflichter.

Münchner Katholikentag 1922: Der Münchner Kardinal Faulhaber hielt die Eröffnungsrede, in der er die Revolution von 1918 als „Meineid und Verrat" bezeichnete, die mit dem „Kains-mal des Meineides und des Verrates" behaftet bleibe. Der Präsident des Katholikentages, der Kölner Bürgermeister und spätere Bundeskanzler Konrad Adenauer, sah sich veranlasst, sich in seiner Rede öffentlich von diesem Urteil zu distanzieren: Dies sei nicht die Position der deutschen Katholiken! Adenauer vertrat den rheinischen Katholizismus, der sicher nicht den Hohenzollern so nachtrauern konnte wie der bayerische den Wittelsbachern; er vertrat sicher die Mehrheit der deutschen Katholiken, aber eben nicht alle. Und es gab auch intensive inner-katholische Auseinandersetzungen, insbesondere über das Prinzip, dass alle Staatsgewalt vom Volke ausgehe. Und einmal hatte dieser Alleingang des bayerischen Katholizismus eine weittragende und verhängnisvolle Auswirkung.

Dies war bei der Reichspräsidentenwahl 1925: Bei der Schlussabstimmung standen zwei Kandidaten zur Auswahl: der Kölner Katholik und Zentrumspolitiker Wilhelm Marx als Kandidat der „Weimarer Koalition" (Sozialdemokraten, Zentrum, Linksliberale), also der überzeugten Demokraten, und Hindenburg, gefeierter Generalfeldmarschall des Ersten Weltkriegs, Kandidat der Rechten und aller, die auf das kaiserliche Deutschland und seine nationale Größe zurückblickten. Die BVP (Bayerische Volkspartei, die Vorläuferin der CSU) stimmte aus konservativer Gesinnung nicht für den rheinischen Katholiken Marx, sondern für den Ostelbier Hindenburg. Sicher ist aufgrund der Stimmenverhältnisse: Bei einer anderen Stellungnahme der BVP wäre Marx und nicht Hindenburg durchgekommen. Bei der

Es gab jedoch Denk- und Strukturelemente im Katholizismus, die auf Dauer ein Ja zur Demokratie zwar nicht forderten, aber doch ermöglichten und erleichterten.

nächsten Reichspräsidentenwahl 1932 ging es sowieso nur um Hindenburg oder Hitler. Mit Marx als Reichspräsident wäre sicher die Krise der parlamentarischen Demokratie und die Handlungsunfähigkeit des Reichstags ab 1930 nicht überwunden worden. Aber es wäre wohl nicht Hitler zum Reichskanzler berufen worden. Wenn es eine katholische, genauer bayerische Mitverantwortung (von Schuld wollen wir nicht reden) für die Machtergreifung des Nationalsozialismus gab, dann liegt sie hier.

Option für die Demokratie

Nach dem Zusammenbruch des Nationalsozialismus und der Etablierung des Kommunismus in den osteuropäischen Ländern zeichnete sich die Evidenz ab, dass die einzigen Alternativen zur Demokratie die Totalitarismen mit einer anti-christlichen Ideologie waren. Hinzu kamen in den 50er Jahren die positiven Erfahrungen mit der „christlichen Demokratie" in Westeuropa, personifiziert in den drei praktizierenden Katholiken Konrad Adenauer, Robert Schuman und Alcide de Gasperi.

Die lehramtliche Wende von einer abstrakten Neutralität allen Staatsformen gegenüber zu einer geschichtlichen Option für die Demokratie zeichnete sich zuerst in der Weihnachtsansprache 1944 Pius XII. ab, also noch vor dem Kriegsende. Der Papst erklärte dort, die Demokratie sei die Staatsform, von der die Völker erkennen, dass sie am besten sowohl die Freiheit der Einzelnen wie die Autorität des Staates gewährleiste. Zugleich damit wird damals eine vorher für unveränderlich gehaltene Doktrin lehramtlich korrigiert. Es ist die Lehre, dass eine gewaltsame Revolution auch gegen ein tyrannisches Regime niemals erlaubt sei. Obwohl diese Lehre sich keineswegs auf eine lückenlose Tradition berufen konnte (eine Reihe mittelalterlicher Theologen und noch Jesuiten des 17. Jahrhunderts wie Mariana und Suarez rechtfertigen den „Tyrannenmord"), wird sie im 19. Jahrhundert von Gregor XVI. bis Leo XIII. als „unwandelbares Prinzip" festgehalten. Die erste lehramtliche Bresche in dieses Prinzip wird in der Enzyklika *Firmissimam constantiam* von 1937 (über die mexikanische Kirchenverfolgung) geschlagen. In Deutschland war es die Erfahrung des Nazismus und die nachträgliche Sicht auf den 20. Juli 1944, was zur Anerkennung des Widerstandsrechtes führte. Aber noch Faulhaber verurteilte das Attentat vom 20. Juli als „verbrecherisch", nicht nur aus Opportunismus, sondern aus Überzeugung. Heute wissen wir, dass Pius XII. zwar in Pläne zur gewaltsamen Beseitigung Hitlers nicht konkret eingeweiht war, diese jedoch billigte.

Die eigentliche Wende ist mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil (1962–1965) verbunden. Und sie hängt mit einem grundsätzlichen Perspektivwechsel zusammen. Die abstrakt-naturrechtliche Sichtweise macht einer geschichtlichen Platz, die nicht von einem festen Systemdenken ausgeht, sondern von der Entwicklung der Welt, den Nöten und Anliegen der Menschen, und diese als die „Zeichen der Zeit" im Lichte des Evangeliums zu deuten und kritisch zu begleiten sucht. Vom „Katechismus der Soziallehre", den vor dem Konzil noch viele Bischöfe forderten, geht man zu einem Weg und einer Wegbegleitung der Menschheitsentwicklung durch die Kirche über. Der Zentralbegriff ist nicht mehr eine unveränderliche Ordnung, die höchstens akzidentell zu modifizieren ist, sondern der Anruf der Zeit. Schon in den Enzykliken Johannes XXIII. Mater et Magistra (1961) und Pacem in terris (1963) werden die humanen Werte der liberalen Freiheitsrechte und des demokratischen Rechtsstaates voll bejaht als aus der menschlichen Personwürde stammend. Dies betrifft mehr oder weniger alle Grundprinzipien moderner demokratischer Ordnung: vor allem die Menschenrechte, aber auch die Demokratie als solche. In der Konzilskonstitution Gaudium et Spes wird wie schon in der Enzyklika Pacem in terris die Teilnahme aller Bürger am politischen Leben als recht verstandene Forderung der menschlichen Natur proklamiert. Obgleich betont wird, daß die konkrete Verfassung „entsprechend der Eigenart der verschiedenen Völker und der geschichtlichen Entwicklung verschieden" sein müsse, wird in Kap. 75 von *Gaudium et Spes* festgestellt: „In vollem Einklang mit der menschlichen Natur steht die Entwicklung von rechtlichen und politischen Strukturen, die ohne jede Diskriminierung allen Bürgern immer mehr die konkrete Freiheit gibt, aktiv teilzuhaben an der rechtlichen Grundlegung ihrer politischen Gemeinschaft, an der Leitung des politischen Geschehens, an der Ausrichtung der Aufgaben und Ziele der einzelnen Institutionen und an der Wahl der leitenden Personen". Das heißt: Zumindest als anzustrebendes Ziel ist die Demokratie eine Forderung der menschlichen Personwürde, der Subjekthaftigkeit des Menschen, der verlangen kann, dass nicht über ihn verfügt wird, ohne dass er im Rahmen einer vernünftigen, dem Gemeinwohl entsprechenden Ordnung, an den Entscheidungen mitwirken kann.

Nur Rückzugsgefechte?

Wie ist diese Geschichte zu deuten: Rückzugsgefecht oder Reinigungsprozess? Hat nicht die Kirche im großen und ganzen nur Rückzugsgefechte geführt? Ist sie nicht bestenfalls in ihrer Bejahung der Demokratie im Staat schlussendlich zu der Einsicht gekommen, die Andere schon vor 200 Jahren hatten?

Eine solche Interpretation wäre falsch und geschichtlich nicht gerechtfertigt. Denn erstens einmal gibt es keine weltanschauliche Gruppe, auch die Liberalen oder Sozialisten nicht, die sich rühmen könnte, immer nur Bannerträgerin der Freiheit gewesen zu sein. Zweitens ist der Beitrag der Katholiken für die Demokratie, speziell in Deutschland, nicht nur bremsend und negativ gewesen. Denn der moderne demokratische Rechtsstaat ist keineswegs einfach die Frucht von 1789. Die Französische Revolution hat in der politischen Realität in der Herrschaft des Terreur seit 1792 den ersten totalitären Staat der Moderne hervorgebracht. Und wenn man auf die deutsche Geschichte zurückblickt, muss man anerkennen, dass bei der Reichsgründung 1870 Männer wie Bischof Ketteler von Mainz und der Zentrumsführer Ludwig Windthorst dem, was wir heute als demokratischen Rechtsstaat verstehen, näher standen als die damaligen Liberalen, von Bismarck gar nicht zu reden. Für den modernen demokratischen Staat gibt es einen spezifisch katholischen Beitrag. Er liegt nicht in der Volkssouveränität und Mehrheitsherrschaft. Er liegt aber in der Zurückweisung eines Demokratieverständnisses auf der Linie von Rousseau, das auf Diktatur der Mehrheit oder der Gruppe, die sich erfolgreich als ihr Repräsentant ausgibt, hinausläuft. Er liegt in der Linie des Schutzes der Minderheiten, in der Erkenntnis der Grenzen des Staates, in den vorstaatlichen Freiheitsrechten der Einzelnen und auch der Gemeinschaften, die der Disposition wechselnder Mehrheiten entzogen sind, schließlich generell in der naturrechtlichen Bindung der Staatsgewalt. Und es scheint, dass hier auch heute der notwendige kritische und damit untrennbar verbunden notwendig positive Beitrag liegt. Er liegt in der Erkenntnis, dass die Demokratie von der Anerkennung von Grundwerten lebt, die selbst nicht wieder reines Ergebnis demokratischer Konsensfindung sein können und vor allem der Disposition wechselnder Mehrheiten entzogen sein müssen.

Zur Person

Prof. Dr. Klaus Schatz sj lebt im Seniorenheim der Jesuiten in Berlin Kladow und ist emeritierter Professor für Kirchengeschichte an der Hochschule Sankt Georgen.

Wache, geistliche und unverzagte Menschen

Pater Axel Bödefeld SJ über den zukünftigen Priesterberuf

von Michael Frerichmann

Pater Axel Bödefeld sj leitet seit einem Jahr das Priesterseminar in Sankt Georgen. „Jeder Umzug macht mir mehr Freude“, meint er. Wer Familie und einen großen Haushalt hat, „würde das wohl kaum sagen“. Pater Axel Bödefeld aber spricht von der Freude, wenn er auf seinen Werdegang schaut. Er hat schon an vielen Orten studiert, gearbeitet und gelebt, bevor er nun vor knapp einem Jahr seine jetzige Stelle als Seminarleiter des Priesterseminars Sankt Georgen angetreten ist. Pater Bödefeld ist in Düsseldorf geboren, empfindet sich jedoch nicht als typischen Rheinländer. Das weist er von sich. Es hat ihn auch nie wieder ins Rheinland zurückgezogen. Nach seinem Zivildienst in Heidelberg entschied er sich, ins Priesterseminar in Freiburg zu gehen, studierte an der dortigen Uni und in Wien Theologie und promovierte später in seiner Zeit als Subregens in Sankt Georgen in Erziehungswissenschaften an der Goethe Universität. Er wurde schließlich zum Priester des Erzbistums Freiburg geweiht und war vor seinem Ordenseintritt „ganz normal“ im Gemeindedienst tätig und „habe da auch eine gute Zeit erlebt“.

Während seines Studiums und der Zeit des Gemeindedienstes ist er jedoch sehr unterschiedlichen Jesuiten begegnet, die in ihm die Frage ausgelöst haben, „ob mich das nicht noch mehr anzieht als die diözesane Perspektive“. Nach längerer Überlegung wählte er den Jesuitenorden, da ihm „dieser Rahmen regional und von den Aufgaben weiter vorkam“ als die Arbeit in der Diözese. Er trat im Jahre 2000 in den Jesuitenorden ein, von da an wandelte sich sein eigenes Berufsprofil von einem „Priester, der in der Sozialarbeit tätig ist“ zu „einem Priester im Schuldienst“. „Ich habe die meisten Jahre meines Ordensleben im Schuldienst verbracht“, sagt er, auch wenn es nach seinen Worten nicht die Schule war, die ihn in den Orden geführt hat.

Trotz dieses vom Orden ausgelösten Orientierungswechsels merkt man Pater Bödefeld an, dass er eine große Sensibilität entwickelt und viel Erfahrung bei der Arbeit mit jungen Menschen gesammelt hat. Acht „sehr intensive“ Jahre war er Internatsleiter in Sankt Blasien und vier „interessante und anregende Jahre in der Leitung unseres Schulzentrums im Kosovo“. Nun ist er in Sankt Georgien.

„Richtig umziehen lernt man erst bei den Jesuiten“, sagt Pater Bödefeld im Hinblick auf die Stationen, die er in seinem Leben schon hinter sich gebracht hat. Es hat ihm Spaß gemacht, sich immer wieder neu auszurichten und an die Anforderungen der unterschiedlichen Aufgaben, Orte und Menschen anpassen zu müssen. Auch weil er neugierig ist, wie er sagt. Und die Neugierde entspricht zudem seiner Lebensform: „Ein Leben nach den Gelübden hängt für mich mit einer hohen inneren Beweglichkeit zusammen.“

In Berlin war er Religionslehrer und Schulseelsorger, auch als Internatsleiter in Sankt Blasien verstand er sich als Seelsorger, im Kosovo wiederum ist jede religiöse Aktivität in staatlichen Schulen untersagt: Dies hieß für Pater Bödefeld, immer wieder das Bekannte zu verlassen und in eine andere Rolle und in einen anderen Dienst einsteigen zu dürfen.

Auch als Liegenschaftsentwickler, Krankenhausseelsorger, Militärseelsorger und „einfach nur Aushilfspriester in der Innenstadt (…), und da vor allem im Beichtstuhl“ war Pater Bödefeld bereits tätig. „Ich habe nebenher immer noch nach einem Standbein gesucht“ sagt er. Oder es ergab sich. „Die Militärseelsorge kam auf mich zu, ich bin Kriegsdienstverweigerer“, sagt er mit einem sympathischen Lachen. Pater Bödefeld nennt sich „Leiter der Seminars“ in Sankt Georgen. Der Titel Regens löst bei ihm Assoziationen aus, „die ich für ein Seminar mit fünf Leuten unangemessen finde“. Außerdem hätten alle Kandidaten bereits einen Regens in ihrem Heimatbistum: „Kein Mensch braucht zwei Regenten.“ Wenn er einen Beitrag leisten könne zur Entbarockisierung kirchlicher Strukturen an der Stelle, „dann gerne“. Zumindest wenn man die Ablegung des Titels ‚Regens‘ als Entbarockisierung verstehe, fügt er hinzu. „Wir müssen ja doch etwas in der Gegenwart ankommen.“ Der Rückgang der Seminaristenzahlen ist für den Einstieg als Seminarleiter sicherlich nicht einfach. Pater Bödefeld stellte sich viele Fragen: „Wer sind die Männer, die da sind? Die Aufgaben? Was ist der Rahmen?“ Und dann war da die Aufgabe, „den Rahmen an nicht wenigen Stellen so anzupassen, dass er mit einer deutlich kleineren Seminargemeinschaft konstruktiv ist und nicht dauernd das Gefühl auslöst ‚ach je, wir sind so wenig geworden‘“.

Foto: Ansgar Wucherpfennig

Die heutige Priesterausbildung muss viel mehr versuchen, die Umrisse der ungewissen Zukunft zu erahnen.

Viele Entscheidungen mussten gefällt werden, die für ihn und das Seminar auch nicht immer leicht waren: „Dass die Raumgröße irgendwie der Gruppengröße angemessen ist. Dass die Formen, wie wir Gottesdienst feiern, auch zur Größe der Gruppe passt.“ Pater Bödefeld möchte aber nicht nur die äußeren Strukturen anpassen, sondern auch neue Wege mit dem Seminar einschlagen: Das Bemühen ist, wie er sagt, aktuelle Fragestellungen, Überlegungen über die Kirche und ihre Sozialformen in Zukunft ins Haus zu holen. Das heißt, „Leute einzuladen, hinzugehen an bestimmte Orte“. Pater Bödefeld glaubt, dass die heutige Priesterausbildung viel mehr versuchen muss, die Umrisse der ungewissen Zukunft zu erahnen, als das noch zu seiner eigenen Ausbildungszeit notwendig war. Mit diesen Ansätzen möchte er den zukünftigen Priestern helfen, einen „stabilen Stand in ihrem eigenen geistlichen Leben“ zu entwickeln.

Schlussendlich möchte er an dem Ausbildungsziel festhalten, das er schon vor knapp zwanzig Jahren zu seiner Verabschiedung als Subregens in Sankt Georgen so formuliert hatte: „‘Wache Geistliche werden!‘ Das würde ich heute ganz genauso sagen! Wach und geistlich und einfügen würde ich noch so etwas wie mutig oder unverzagt.“

Neben seinen Aufgaben als Seminarleiter liegt Pater Bödefeld auch die Betreuung der Aufbaustudierenden sehr am Herzen. Ihm ist es als nicht akademischer Begleiter wichtig, dass diese auf dem Campus nicht vergessen werden. Daher setzt er sich dafür ein, dass sie „immer wieder in den Fokus kommen“. Ähnlich wie bei seinen vorherigen Stellen braucht seine Begeisterung, seine Hingabe und sein Engagement für seine Hauptaufgabe in Sankt Georgen halt noch eine Nebenbeschäftigung.

Bitte einmal ausfüllen!

Rebecca Hafner, Mentorin für die geistliche Ausbildung, stellt sich dem Fragenkatalog des GEORG.

Zum Frühstück... erstmal Kaffee und die Neuigkeiten des Tages

Mit 16 Jahren wollte ich... Biologie oder Psychologie studieren und mehr über den Menschen lernen.

Ich glaube an Gott, weil... sich daran meine Hoffnung festmacht.

Und es bleibt ein Suchen, Fragen, Zweifeln, Aushalten, Weitersuchen...

Zur Zeit lese ich... Der Herr der Ringe – Die Wiederkehr des Königs

Mein Lieblingsphilosoph/-theologe... Karl Rahner, Ottmar Fuchs, Dorothee Sölle

Geld macht mich... Ich bin dankbar, dass ich mir um Geld noch nie Sorgen machen musste.

Drei interessante Wörter: Ambiguitätstoleranz, Sehnsucht, Stellvertretung

Kürzlich habe ich mich geärgert über... Schienenersatzverkehr

Ich vergesse die Zeit, wenn ich... Musik mache

Das letzte mal habe ich etwas neues gelernt, als... ich nach einer kreativen Methode für Bibelarbeit gesucht habe (Bible Art Journaling)

In der Zukunft träume ich davon... eine bunte, vielfältige, offene und gerechte Gesellschaft

Wenn ich nicht in Sankt Georgen wäre... Gerade freue ich mich sehr, erstmal hier zu sein :-)

Expertokratie

von Philipp von Wussow

Experten begegnen uns in zahlreichen Lebensbereichen. In vielen Fällen ist es ganz selbstverständlich, ihnen zu vertrauen – etwa bei einem Hauskauf, einer Brückenkonstruktion oder einer Herz-OP. Problematisch wird Expertise oftmals, wenn sie mit einem politischen Anspruch verknüpft ist. Dies ist in dem Ausdruck „Expertokratie“ impliziert, der die Herrschaft oder die Macht von Experten bezeichnet. In den allermeisten Fällen herrschen die Experten nicht: Sie haben keinerlei Amt inne und ihre politischen Gestaltungsmöglichkeiten hängen in der Regel vom Wohlwollen der Regierenden ab, das ihnen jederzeit entzogen werden kann. Stattdessen gewinnen sie Macht aufgrund ihres überlegenen Wissens. Indem sie als Sachverständige, Talkshow-Gäste und Publizisten fungieren, formen sie die öffentliche Meinung und legitimieren politische Entscheidungen, für die es keine parlamentarischen Mehrheiten gäbe. Die zunehmend enge Verquickung von Politik und Experten ließ schon in den 1960er Jahren das Wort von der „Diktatur der Experten“ aufkommen, bei der „aus der Demokratie eine Expertokratie“ werde.

Die jüngste Kritik an Corona-Experten, Klima-Experten und Nahost-Experten hat also lediglich ein Problem ins Bewusstsein einer breiteren Öffentlichkeit gebracht, das bereits eine lange Geschichte hat – das schwierige Verhältnis von Wissen und Macht. Es ist offen für viele Missverständnisse. So gehen die meisten gegenwärtigen Kommentatoren davon aus, dass lediglich die Übertragung von Wissen in die Politik zu Reibungsverlusten führt, so als würde sich das Problem durch bessere Wissenschaftskommunikation lösen lassen. Doch in dem Moment, wo wissenschaftliche Erkenntnisse in die Öffentlichkeit treten und mit einem politischen Anspruch verknüpft werden, steht zwangsläufig auch das Wissen selbst unter Verdacht. Es setzt sich der Kritik aus, nur Pseudowissen zu sein, und die Experten müssen sich des Eindrucks erwehren, falsche Experten zu sein. Solche Kritik wird in der Regel von Menschen geäußert, die den Experten fachlich unterlegen sind – aber macht das die Kritik per se falsch?

Um zu erkennen, dass manche Experten nicht vertrauenswürdig sind, braucht man keine umfassenden Kenntnisse ihres Spezialgebiets. Oft genügt es zu beobachten, wie die Experten ihr Spezialgebiet verlassen, um aus ihrem Wissen eine Machtposition zu begründen – und wie dabei zugleich ihr Wissen unter Verdacht gerät. Sie alle verstricken sich in dem schwierigen Verhältnis von Wissen und Macht, und wir können ihnen dabei zusehen, wie sie den Konflikt zu überspielen versuchen.

Es ist demnach unumgänglich, das Wissen von Experten direkt anzugehen, nicht erst die Übertragung ihres Wissens in die Politik. Expertokratische Konzepte geraten immer dann in Schwierigkeiten, wenn es darum geht, jenes überlegene Wissen zu spezifizieren, aus denen sich ein Machtanspruch begründen soll. Im Fachjargon wird diese Macht, die sich aus überlegenem Wissen begründet, als „epistemische Autorität“ bezeichnet.

Der Unterschied zwischen Meinen (doxa) und Wissen (episteme)

Wissen ist durchweg voller Voraussetzungen. Nicht zuletzt stehen uns die eigenen Meinungen im Weg: Wir meinen, dieses oder jenes zu wissen, aber vielleicht haben wir nur noch nicht richtig darüber nachgedacht. Dieser alte Unterschied von Meinen und Wissen, von doxa und episteme, ist das Leitthema von Platons Apologie des Sokrates. Darin fällt auch der berühmte Satz: Ich weiß, dass ich nichts weiß. Sokrates sagt, er wisse nur das, was auf Erden ist, nicht von den Dingen im Jenseits. In dieser Form hat der Satz eine theologische Resonanz, die der mittelalterliche Philosoph Yehuda Halevi in seiner Paraphrase betonte: „Diese eure göttliche Weisheit will ich nicht leugnen, aber ich gestehe, dass ich sie nicht zu fassen vermag; ich verstehe mich nur auf menschliche Weisheit.“ Sokrates lehrt also, dass menschliches Wissen nicht göttliches Wissen ist: Es bleibt immer eingeschränkt gegenüber jenem Wissen, das allein Gott vorbehalten wäre.

Der Satz „Ich weiß, dass ich nichts weiß“ (Plato, Apologie 22d) ist kein Plädoyer für Ahnungslosigkeit. Er betont, dass Wissen immer beschränkt ist und gering bleibt im Verhältnis zu dem, was wir nicht wissen. Die anderen meinen, die Dinge verstanden zu haben; aber bei genauerer Nachfrage erweist sich dieses Wissen als bloßes Meinen. Sokrates richtete den Satz gegen Bescheidwisser, die sogleich böse werden, wenn man ihre epistemische Autorität infragestellt. Er verwickelte sie in ein Gespräch und

führte sie zu dem Punkt, an dem sie eingestehen mussten, dass sie nichts wissen. Er wurde von denen, die alles zu wissen meinen, gehasst, verfolgt und schließlich zum Tode verurteilt. Die Apologie des Sokrates ist die Einführung in das schwierige Verhältnis von Wissen und Politik.

Herrschaft der Philosophenkönige?

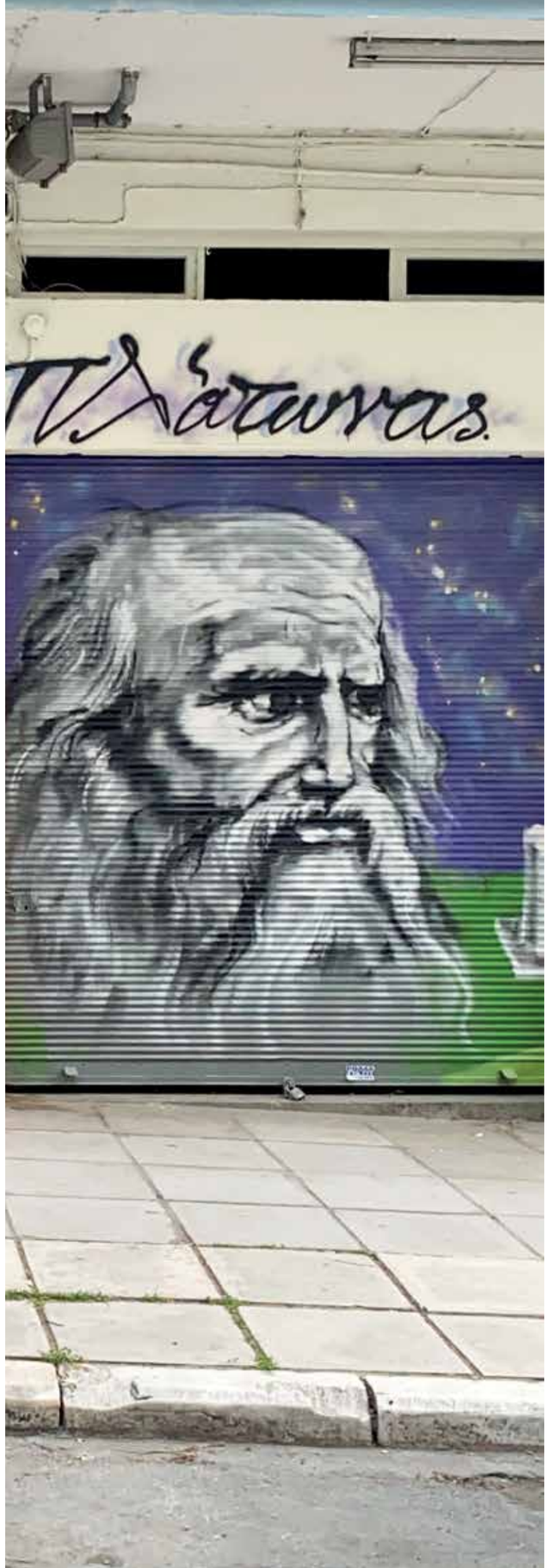
Platons Staat wird oft als Beispiel dafür genannt, dass dort das Konzept der Herrschaft weiser Philosophen entworfen wird, deshalb nimmt die Schrift einen noch prominenteren Platz im Assoziationsraum der Expertokratie ein. Denn wird mit den Philosophenkönigen nicht einer totalitären Herrschaft durch eine Kaste von geborenen Besser-Denkern das Wort geredet? Diese verbreitete Auffassung wurde etwa von Karl Popper vertreten, der Platons Staatsentwurf als Programm der Selbstermächtigung einer skrupellosen „Herrenklasse“ präsentierte. Doch fordert der platonische Staat tatsächlich eine radikal antidemokratische Expertenregierung? Bei genauerer Lektüre zeigt sich vielmehr, dass die Diskussion der Philosophenkönige auf die Unmöglichkeit des Philosophenkönigtums, nicht auf dessen Verwirklichung abzielt.

Philosophen sind keine Experten: Sie streben nach einem Wissen, das den notwendig spezialisierten Experten entgeht. Platonische Expertokratie wäre allenfalls die Herrschaft der Pseudophilosophen – die Herrschaft derjenigen, die das Wissen zu besitzen meinen. Die zentrale Stelle zu den Philosophenherrschern, fast genau in der Mitte der Politeia, lautet wie folgt: „Wenn nicht entweder die Philosophen Könige werden in den Städten, sage ich, oder die, die man heute Könige und Machthaber nennt, echte und gründliche Philosophen werden, und wenn dies nicht in eins zusammenfällt: die Macht in der Stadt und die Philosophie, und all die vielen Naturen, die heute ausschließlich nach dem einen oder dem anderen streben, gewaltsam davon ausgeschlossen werden, so wird es, mein lieber Glaukon, mit dem Elend kein Ende haben, nicht für die Städte und auch nicht, meine ich, für das menschliche Geschlecht. Und eher wird auch die Staatsverfassung, die wir vorhin beschrieben haben, nicht – soweit das überhaupt möglich ist – verwirklicht werden noch das Licht der Sonne erblicken.“ (Plato, Politeia 473cd) Demnach bildet das Zusammenfallen von Macht und Philosophie die Voraussetzung für die Verwirklichung des idealen Staats, wenn nicht gar der Menschheit. Es ist nicht klar, wie Generationen von Lesern diese Stelle im Sinne eines politischen Programms fassen konnten. Denn im weiteren Verlauf des Textes geht es darum, zu bestimmen, wer alles nicht zum Philosophen geeignet ist – und deshalb keinen Anspruch auf Herrschaft geltend machen kann. Demnach zielt die Diskussion der Philosophenkönige auf die Unmöglichkeit des Zusammenfallens von Philosophie und Macht: Sie hat zum Ergebnis, dass niemand die Kriterien der wahren Philosophie erfüllt. Die Rede von der Philosophenherrschaft führt sich auf diese Weise ad absurdum.

Aber gerade der negative Befund zur Unmöglichkeit des Philosophenkönigtums ist für die Beurteilung expertokratischer Konzeptionen von unschätzbarer Bedeutung. Denn Platon bezeichnet genau jene Grenzen des Wissens, von denen heutige Expertokraten nichts wissen. Sie mögen zwar vieles wissen, aber sie haben kein Wissen vom Wissen, vor allem kein Wissen vom eigenen Nichtwissen. Meist haben sie nicht einmal einen Begriff von Wahr und Falsch – doch dann lässt sich ein wie auch immer gearteter Machtanspruch, der sich aus überlegenem Wissen speist, nicht begründen.

Epistemische Bescheidenheit

Nachfolgende Kommentatoren waren sich nicht immer einig, welchen Status die platonische Lehre von den Philosophenkönigen hat. Dass die skeptische Position zumindest erhalten blieb, zeigt die islamische und jüdische Aufklärung des Mittelalters, die in einem bedeutenden Aspekt auf die Lehre von den Philosophenkönigen rekurriert. Mittelalterliche Denker wie al-Farabi und Maimonides lasen Platons Staat unter der Voraussetzung der inzwischen eingetretenen Offenbarung. Sie verknüpften die Lehre von den Philosophenkönigen deshalb mit der Prophetologie – mit der Frage, wie ein Mensch von Gott die Fähigkeit zur Prophetie und damit zum Blick in die Zukunft empfangen kann. Damit werden die Bedingungen, unter denen ein Mensch die höchste Stufe des Wissens erreichen kann, noch einmal verschärft. Am Ende ergibt sich, dass kaum jemand diesem Anspruch gerecht werden kann. Schließlich muss ein Mensch zusätzlich zu all dem, was ein Philosoph wissen muss, auch noch die Offenbarung empfangen. Damit besitzt er genau jene Erkenntnis, die ein Expertokrat im Grunde in Anspruch nehmen muss, da die von ihm beanspruchte Expertise ständig über sein fachwissenschaftlich abgesichertes, nur-menschliches Wissen hinausgeht. Die Lehre von der Prophetie ist demnach eine Anleitung zur epistemischen Bescheidenheit. Gegenwärtige Stimmen, die uns auf ein uneingeschränktes Vertrauen in die Wissenschaft verpflichten wollen – ein Ansinnen, das mit Wissenschaft unvereinbar ist –, tun gut daran, sich zu diesem Wissen vom Nichtwissen zurückzuarbeiten, um das schwierige Verhältnis von Wissen und Macht zu begreifen.



links: Plato. Wandmalerei in Thessaloniki,
Foto: Ansgar Wucherpfennig

Buchtipp: Philipp von Wussow, Expertokratie: Über das schwierige Verhältnis von Wissen und Macht, Heidelberg: Carl Auer 2023.

Zur Person

PD Dr. Philipp von Wussow ist Privatdozent an der Uni Frankfurt. Er studierte Philosophie, Germanistik und Informationswissenschaft in Düsseldorf. Seitdem setzte er seine wissenschaftliche Arbeit und Forschung in Jerusalem, Leipzig, Frankfurt am Main, Philadelphia und Hamburg fort.

Ausstellungen, Vorträge, Tagungen

Ein Rückblick auf wichtige Ereignisse

Ausstellungen

Michael Morgner „Reliquie Mensch“

Der vielfach ausgezeichnete Künstler Michael Morgner beschäftigt sich seit Jahrzehnten mit zwei großen Themenbereichen: Ecce Homo und Reliquie Mensch. Aus der letztgenannten Werkgruppe waren Werke an verschiedenen Orten in Frankfurt zu sehen. Neben der Galerie KunstRaum Bernusstraße (Bilder und Zeichnungen) und St. Johann in Kronberg (Skulptur) wurden in der Hochschule Sankt Georgen verschiedene Formate des Künstlers ausgestellt.
Erstmals wurde ein siebenteiliger Zyklus gezeigt, entstanden in den letzten Monaten des Jahres 2023. Vier der 280 cm x 160 cm großen Werke waren in der Galerie KunstRaum und drei in der Bibliothek der Hochschule, deren Stille der Betrachtung der Gemälde aus seiner jüngsten Schaffensphase sowie einem Fastentuch gedient hat. Zudem war die Campuskirche der passende spirituelle Rahmen für das Kreuz „Reliquie Mensch“.

Michael Morgner, Altarkreuz im Rahmen der Ausstellung Reliquie Mensch.

Tagungen

Untold Stories – IWM-Jahrestagung (6. bis 8. März 2024)

Das Thema der Jahrestagung des Instituts für Weltkirche und Mission waren Frauen in der Mission. Sie diente einer Verortung und Auseinandersetzung mit dem vielfach übersehenen Wirken von Frauen in der Weltkirche.
Die Veranstaltung hat das missionarische Engagement von Frauen in den Blick genommen, das die Entwicklung der Katholischen Kirche entscheidend geprägt hat. Entgegen dem traditionell in der Missionsgeschichte verankerten eurozentrisch-männlichen Narrativ hat die Tagung Räume für eine historische, missionstheologische und zeitgenössische Auseinandersetzung mit dem Wirken von Frauen in der Weltkirche eröffnet. Im Fokus der Beiträge standen Frauen als Akteurinnen der Mission in unterschiedlichen Rollen als Angehörige von Ordensgemeinschaften, Mütter, Lehrerinnen, Ärztinnen, Katechetinnen, Konvertitinnen oder Taufanwärterinnen. Ausgehend von der Missionsgeschichte war die Intention der Tagung, einen Beitrag des „Sichtbarwerdens“ von Frauen zu leisten, indem sie verschiedene Bezugswissenschaften über die genannten Fragestellungen in Dialog treten ließ. Mit Reflexionen über aktuelle Entwicklungen wie dem Synodalen Prozess wurde der Bogen zur kirchlichen Gegenwart geschlagen.

„Was ist Berufung? Theologische Sondierungen zu einem prekär gewordenen Begriff“ – Tagung des Grillmeier Instituts (19. bis 21. April 2024)

Die Tagung sondierte unter breiter Beteiligung von Studierenden und Tagungsgästen aus verschiedenen Perspektiven das Thema Berufung. Im ersten Teil der Tagung stand die Frage nach der Möglichkeit einer besonderen, individuellen Mitteilung Gottes sowie deren Erkenntnis im Mittelpunkt. Im zweiten Teil ging es um die biografisch-individuelle Dimension von Berufung. Der dritte Teil zielte auf die gemeinschaftlich-ekklesiologische Dimension von Berufung: Welche Rolle spielt dabei die Kirche? Und schließlich ging es um den aktuellen gesellschaftlichen Kontext von Berufung. So hat die Tagung biblische, fundamentaltheologische, ekklesiologische, pastoraltheologische, ökumenische und soziologische Perspektiven verbunden, um ein existenziell relevantes theologisches Nachdenken über den Berufungsbegriff zu fördern. Liturgischer Abschluss war die Eucharistiefeier am Sonntag gemeinsam mit dem Berufungscampus Sankt Georgen. Die Beiträge in den drei Tagen erscheinen in einem eigenen Tagungsband.

Personalia

Richard-Schaeffler Preis für Åke Wahlberg

Die Hochschule für Philosophie München (HFPH) hat Åke Wahlberg für seine Dissertationsschrift am 23. November 2023 im Rahmen ihrer Akademischen Feier mit dem Richard-Schaeffler-Preis ausgezeichnet. Wahlberg ist wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Sankt Georgen, an der von 2017 bis 2022 die prämierte Dissertation „Epistemology Seen through the Mirror of Meaning – On the Nature and Rational Implications of Disagreement (Religious or Otherwise)“ entstanden ist. Die Arbeit wurde von Prof. Oliver Wiertz, Professor für Religionsphilosophie und Erkenntnistheorie an der PTH Sankt Georgen, betreut.
Prof. Dr. Georg Sans SJ, Professor für Religions- und Subjektphilosophie an der Hochschule für Philosophie München und Vorsitzender des Auswahlgremiums des Richard-Schaeffler-Preises, würdigte die Arbeit des Preisträgers: „Åke Wahlberg erörtert in seiner Doktorarbeit das erkenntnistheoretische Problem religiöser Meinungsverschiedenheiten. Der akademische Reiz der Dissertation besteht in der Verzahnung von Erkenntnistheorie mit Sprachphilosophie und Metaphysik. Wie kommen religiöse Ausdrücke zu ihrer Bedeutung? Wie beziehen sich die Inhalte gegensätzlicher religiöser Überzeugungen auf die Wirklichkeit? Herr Wahlberg bespielt souverän die Klaviatur der analytischen Gegenwartsphilosophie und gelangt zu Einsichten, die sich für die Fundamentaltheologie nutzbar machen lassen.“

Kirche im freien Fall? Ignatianische Ansatzpunkte für eine Ekklesiologie in spannenden Zeiten. Antrittsvorlesung von Prof. P. Bernhard Knorn SJ

Am 10. Januar 2024 fand in der Hochschule Sankt Georgen die Antrittsvorlesung von Prof. P. Bernhard Knorn statt. In seinem Grußwort würdigte der Rektor der Hochschule Prof. Thomas Meckel das Engagement von Prof. P. Bernhard Knorn für die Hochschule. Zudem hob der Rektor die Auslandserfahrungen hervor, die P. Knorn unter

Bernhard Knorn, Professor für Dogmatik und Ökumenik

anderem im Sudan, in den USA und in Kuba gesammelt hat. Er lehrt seit 2018 an der Hochschule Sankt Georgen und habilitierte sich 2022 mit einer Arbeit zum Thema „Jesuitenscholastik des 16. Jahrhunderts im Dienst der Reform“ in Freiburg. Vergangenes Jahr wurde er zum Professor für Dogmatik und Ökumenik ernannt. In seiner Antrittsvorlesung stellte Prof. P. Bernhard Knorn angesichts der heutigen Situation der weltweiten Kirche verschiedene Ansätze für eine Ekklesiologie aus der Geschichte der ignatianisch-jesuitischen Theologietradition vor.

Vorträge

Ringvorlesung „Zeit des Zorns“

Die Ringvorlesung „Zeit des Zorns? Ein multidisziplinärer Blick auf verdrängte Emotionen“ im Wintersemester 2023/2024 beleuchtete das Phänomen der Emotionen quer durch verschiedene Disziplinen (Philosophie, Theologie, Psychologie, Sozialwissenschaften) anhand ihrer jeweiligen Begrifflichkeit und Methodik. Dabei stand der vielfach verdrängte, teilweise auch vergessene Zorn im Mittelpunkt: Was ist Zorn und wie lässt er sich von verwandten Emotionen abgrenzen? Was bedeutet es, vom Zorn Gottes zu sprechen, und wie verhält sich sein Zorn zu seiner Barmherzigkeit? Wie hilft uns die Liturgie, mit verdrängtem Zorn zurechtzukommen? Welche Rolle spielt

der Zorn in unserer moralischen Urteilsbildung? Wie verhalten sich Populismus und kollektiver Zorn zueinander?
8. November 2023
Prof.in Dr. in Hilge Landweer, FU Berlin:
„Zorn und andere Aggressionsaffekte. Verdeckungen, Verschiebungen, Verleugnungen“
22. November 2023
Prof. Dr. Ansgar Franz, Universität Mainz:
„Der Tag des Zorns und die Quelle der Barmherzigkeit. Das Dies irae als Plädoyer vor dem Jüngsten Gericht“
06. Dezember 2023
Prof. Dr. Andreas Wagner, Universität Bern:
„Die Ratio des Zorn Gottes im Alten Testament. Eine Neuentdeckung“
17. Januar 2024
Dr. Dr. Ralf Lutz, Universität Tübingen:
„Zorn als moralische Emotion. Moralpsychologische Erwägungen im Ausgang von Thomas von Aquin“
31. Januar 2024
Prof.in Dr.in Birgit Sauer, Universität Wien:
„Maskulinistische Identitätspolitik.
Affektive Mobilisierung der autoritären Rechten“

Akademie zu Ehren des Hl. Thomas von Aquin – Festvortrag v. Prof. Dr. Ilse Müllner

Vor der Akademie zu Ehren des heiligen Thomas von Aquin wurde der Festakt am 24. Januar mit einer Eucharistiefeier in der Campuskirche eröffnet. Der Limburger Bischof, Dr. Georg Bätzing, der gemeinsam mit Provinzial P. Dr. Bernhard Bürgler SJ, dem Bischof von Hildesheim Dr. Heiner Wilmer SCJ und dem Limburger Weihbischof Dr. Thomas Löhr der Eucharistiefeier vorstand, betonte in seiner Predigt: Er sei „von der Besonderheit und Zukunftsfähigkeit dieser Hochschule unter den vielen Standorten theologischer Bildung in unserem Land zutiefst überzeugt“.
Den Festvortrag hielt Prof. Ilse Müllner von der Universität Kassel unter dem Titel „Ihr sollt die Fremden lieben, denn auch Ihr seid in Ägypten Fremde gewesen.“ (Dtn 10,19). Empathie und Emotion in der biblischen Ethik. Empathie mit Figuren der biblischen Texte, in diesem Fall dem Volk Israel, hänge nicht von der Ähnlichkeit oder direkten geschichtlichen Verbundenheit der LeserInnen zu ihm ab, sondern von Erfahrungen, die Identifikationsmöglichkeiten eröffnen. Sie sei ein Mitgehen, aber eben nicht bis zum letzten Schritt. So werde die biblische Erzählung für die zukünftigen LeserInnen keine bloße Geschichte, sondern zu einer vergegenwärtigenden Erinnerung. Aus ihr ergebe sich ein „ethischer Imperativ“: Statt Ägypten zu werden, verbindet die Empathie mit Israel. Diese Empathie ermöglicht ein Nachempfinden mit der Befreiungserfahrung des Volkes Israel und eine *Imitatio Dei*, und eine Empathie mit dem rettenden Gott in der Erzählung.

Sankt Georgener Abendgespräche

Im Sommersemester 2024 finden drei Sankt Georgener Abendgespräche statt.
Am Mittwoch, dem 17. April 2024, hatte das erste Sankt Georgener Abendgespräch „Antisemitismus im Christentum“ zum Thema. Als erste Referentin war Dagmar Mensink, Koordinatorin für religionspolitische Grundsatzfragen in der Staatskanzlei Rheinland-Pfalz und Leiterin des Gesprächskreis Juden und Christen des Zentralkomitees der deutschen Katholiken (ZDK), und als zweiter Referent René Dausner, Professor für Systematische Theologie an der Universität Hildesheim, eingeladen. Moderiert wurde der Abend von Br. Dr. Johannes Roth OFM und Prof. P. Dr. Ansgar Wucherpfennig SJ. Dagmar Mensink stellte die aktuelle Entwicklung des Antisemitismus in Deutschland, insbesondere nach dem 7. Oktober dar, René Dausner ging der Frage des Antisemitismus im katholischen Lehramt nach. In der anschließenden Podiumsdiskussion wurden Fragen von Studierenden und vom restlichen Publikum beantwortet.
Am Mittwoch, 17. April 2024, fand das zweite Sankt Georgener Abendgespräch statt. Zum Thema „Religionsförderung im säkularen Staat?“ diskutierten Prof. Dr. Michael Droege (Tübingen), der Generalvikar des Bistums Limburg Dr. Wolfgang Pax, der stellvertretende Staatssekretär im Hessischen Ministerium für Kultus, Bildung und Chancen Tobias Petry sowie RA Daniel Neumann vom Landesverband der Jüdischen Gemeinden in Hessen. Organisiert wurde das Abendgespräch vom Institut für theologische Begründung des Kirchenrechts, kirchliche Rechtsgeschichte und Religionsrecht (IKRR) der Hochschule Sankt Georgen. Die Moderation des Abends lag beim Leiter des Instituts Prof. Dr. Thomas Meckel.
Die abschließende Veranstaltung dieses Zyklus hat folgendes Thema:
3. Juli 2024
Freundschaft – schön, schmerzhaft, lebenswichtig.
Psychologische und theologische Erkundungen
Sr. Christine Klimann (Psychologin und Geistliche Begleiterin)
Franziska Klein (Pastorin und Freundschaftscoachin)
Moderation: Thomas Stil

Exkursionen

New York, New York – Konzertreise des Hochschulchors mit Prof. Föller

Anlässlich des 80. Geburtstages und auf Einladung des US-amerikanischen Konzertveranstalters DCINY unternahm der Hochschulchor Sankt Georgen zusammen mit dem Collegium Vocale vom 10. bis 17. Januar 2024 eine Konzertreise nach New York. Neben zahlreichen Proben zusammen mit etwa 200 Sängerinnen und Sängern aus der ganzen Welt gab es ein umfangreiches Rahmenprogramm,

um die kulturellen Highlights der Stadt wie den Central Park, die Freiheitsstatue, Times Square, Ground Zero Memorial etc. zu besichtigen. Höhepunkt der Reise war ein Konzert in der Carnegie-Hall mit der „Mass for Peace“ unter Anwesenheit des Komponisten Sir Karl Jenkins.

Stadt der Gnade – Stadt des Rechts: Exkursionsseminar nach Rom

Rom ist das spirituelle und administrative Zentrum der Katholischen Kirche. In der Vergangenheit und Gegenwart setz(t)en die Päpste mit Hilfe der Kurie Recht und gewähr(t)en Gnade. Das Exkursionsseminar vom 17. bis zum 22. März 2024 blickte aus kirchenrechtlicher und liturgiewissenschaftlicher Perspektive auf das kirchliche Rechts- und Verwaltungssystem und ging der Frage nach, wie Recht und Gnade im päpstlichen Zeremoniell, in der Architektur und in der Urbanistik zum Ausdruck kommen. Mit der Apostolischen Konstitution Praedicate Evangelium hat Franziskus 2022 eine umfassende Reform der römischen Kurie vorgenommen. In Gesprächen mit den Dikasterien und Gerichtshöfen wurden Einblicke in deren Arbeit gewonnen, um die Arbeitsweise und Reformpro-

zesse unter dem aktuellen Pontifikat von Papst Franziskus und seinen Vorgängern besser zu verstehen. Die bedeutendsten Kirchen und Pilgerstätten wurden darüber hinaus liturgie- und spiritualitätsgeschichtlich erschlossen.

Sonstiges

Zwei neu gegründete Institute

Institut für theologische Begründung des Kirchenrechts, kirchliche Rechtsgeschichte und Religionsrecht

Am 28. April 2023 wurde das Institut für theologische Begründung des Kirchenrechts, kirchliche Rechtsgeschichte und Religionsrecht unter der Leitung von Prof. Dr. Thomas Meckel gegründet. Das Institut hat im Sommersemester am 15. Mai 2024 das Sankt Georgener Abendgespräch zum Thema „Religionsförderung im säkularen Staat?“ veranstaltet und wird die Verantwortung für die wissenschaftliche Fachtagung „Verkündigungsauftrag der Kirche in pluraler und säkularer Umwelt“ vom 23.-25. September 2024 auf Schloss Hirschberg tragen.

Frankfurter Institut für berufsorientierte Religionspädagogik

Im Januar 2023 wurde das Frankfurter Institut für berufsorientierte Religionspädagogik (FIBOR) an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Sankt Georgen gegründet. Am 30. November 2023 fand die offizielle Eröffnung des neuen Instituts statt. Rund 80 Gäste waren eingeladen, um den Start des Instituts zu begleiten. Nach einer Einführung durch den Rektor der Hochschule Prof. Dr. Thomas Meckel und den Direktor des Instituts Prof. Dr. Dr. Klaus Kießling folgte nach den Grußworten der Hauptvortrag des Abends von Prof. Dr. Andreas Obermann (BIBOR) zum Thema „Die Zukunftsfähigkeit einer berufsorientierten Religionspädagogik: Beruf und Selbstkonzept, Interreligiosität und Theologie“.

Weitere Veranstaltungen

17. Dezember 2023 Musik zum Advent: SolistInnen und InstrumentalistInnen und Chor der Hochschule Sankt Georgen und das Collegium Vocale in Bad Homburg unter der Leitung von Prof. Dr. Helmut Föller
Veranstaltungen für Schulen und Schülerinnen und Schüler in der Organisation von Prof. Dr. Johannes Arnold:
29.-31. Januar 2024 Schnuppertage für Schülerinnen und Schüler
17. April 2024 Projekttag „Nahostkonflikt“ des Augustinergymnasiums Friedberg: Impulsreferate, Workshops, Gottesdienst, Podiumsdiskussion von Mitgliedern des Lehrkörpers der Hochschule für über 100 Schülerinnen und Schüler.
24. April 2024 UNESCO-Projekttag der Humboldtschule Bad Homburg: Workshops zu philosophischen, ethischen und spirituellen Fragen von Mitgliedern des Lehrkörpers.

Foto: Helmut Fricke

Sympathie für eine Bürgerstadt

Peter Lückemeier (1950–2023)

von Ansgar Wucherpfennig SJ

„Emanzipiert, teilhabend, engagiert, aufgeklärt und informiert“, so hat Peter Lückemeier die wesentlichen Merkmale einer Bürgergesellschaft auf den Punkt gebracht. Etwas auf den Punkt bringen konnte er. Peter Lückemeier war ein toller Schreiber: Flüssig, verständlich und einprägsam Formulieren und mit Herzblut Schreiben, das gehörte zu ihm, und ohne Schreiben konnte er sich sein Leben nicht vorstellen. Nicht nur das: Er war katholischer Christ mit starken eigenständig freiheitlichen Fragen und Überzeugungen und ein verantwortungsbewusster Bürger. 1950 geboren in Gelsenkirchen war er seit 1980 mit seinem Herzblut als Journalist der Rhein-Main-Region und der Stadt Frankfurt verbunden. Frankfurt war für ihn ein idealer Standort, weil er klein genug war, um noch überschaubar zu sein, und groß genug, um immer Interessantes berichten und kommentieren zu können. Den Menschen in und um Frankfurt war Peter Lückemeier verbunden. Er hatte Sympathie für sie, mit ihren schrägen und schrillen Eigenschaften, mit Schrulligkeiten und Macken, aber auch mit besonderen Gaben und Talenten. Er konnte zuhören und Menschen mit seinen Fragen helfen, ihr Licht nicht unter den Scheffel zu stellen, sondern es selbst zu entdecken und Freude daran zu finden.

> **Emanzipiert, teilhabend, engagiert, aufgeklärt und informiert – das macht eine funktionierende Bürgergesellschaft aus.**

Die demokratische Bürgergesellschaft der Stadt war seine Passion und seine Sorge: Schon 2008 hielt er sie für gefährdet. Sein Plädoyer für eine demokratische Bürgerstadt hat er damals in einem Vortrag mit einer Szene aus der Paulskirche eröffnet. Dort „in der Wiege der deutschen Demokratie“ erhielt Alice Schwarzer an einem Sonntag im Mai den Börne-Preis, und Harald Schmidt hielt eine kluge und witzige Laudatio. Viele sind gekommen: „Es ist ein intelligentes, lachbereites, weitgehend feingemachtes, eher älteres Publikum mit ein paar jungen Einsprengseln.“ – Ein solches Bild von der Bürgerstadt trifft man mit anderen Namen, vielleicht etwas älter und zahlenmäßig geringer, aber auch 2024 glücklicherweise in Frankfurt noch an. Peter Lückemeier hat dies als erstes Merkmal einer Stadtgesellschaft gesehen: „Die Bürgerstadt handelt. Sie ist partizipatorisch. Sie ist an einem Sonntag pünktlich und gewaschen und irgendwie wachsam bereit für intelligente Reden an Ort und Stelle.“ Weitere Punkte folgen: „Emanzipiert, teilhabend, engagiert, aufgeklärt und informiert“, das macht eine funktionierende Bürgergesellschaft aus.

Zu bilden und zu unterhalten, zu informieren, aufzuklären und zu kommentieren, kurz: zu schreiben, das war Peter Lückemeiers Engagement für eine demokratische Gesellschaft. 2012 war er maßgeblicher Initiator und Mentor in den ersten Jahren des Hochschulmagazins GEORG. 2014 bis 2023 war er Vorsitzender des Freundeskreises Sankt Georgen e.V. Am 6. Dezember 2023 ist er nach längerer schwerer Krankheit heimgegangen. Wir gedenken seiner in großer Dankbarkeit. Sein Vermächtnis an die Hochschule Sankt Georgen ist, dass sie sich weiter als lebendiger katholischer Bildungsort in der Stadt Frankfurt für eine demokratische Gesellschaft engagiert.

Freundeskreis Sankt Georgen e.V.
Kontakt: freundeskreis@sankt-georgen.de
Frankfurter Volksbank eG
IBAN: DE11 5019 0000 6400 0640 06
BIC: FFVBDEFF

»GEORG« ist das Magazin der Hochschule Sankt Georgen. Es greift das Motto der Hochschule Pietati et Scientiae auf und dokumentiert ihre Arbeit mit Nachrichten und Beiträgen aus der philosophischen und theologischen Wissenschaft sowie zur Spiritualität.

Viel Vergnügen beim Studieren der Zeitschrift!

Philosophisch-Theologische Hochschule

SANKT GEORGEN

ISSN 2195-3430

Offenbacher Landstraße 224, 60599 Frankfurt/Main
fon: 069. 6061-0 | mail: rektorat@sankt-georgen.de | web: www.sankt-georgen.de